

Interkulturell International Integrativ

Herausgeber: InForum e.V. Freiburg



Portrait

Hanmoe Bae kam zum Studieren ins Land von Nietzsche und Habermas und wurde politischer und realistischer.

►► Seite 3



SCHWERPUNKT
Anderes Wissen

Über Wissenstransfer zwischen den Kulturen, die Vielstimmigkeit der Wissenschaft, babybringende Störche und Dr. Feelgood, der nichts versteht.

►► Seiten 4–10

Freiburg 2020+1



Wer sind die Welsche? Was sind cianciufle und was ist das für eine Sprache? – Geschichten und Lieder aus 900 Jahren Vielfalt.

►► Seiten 14–15



▲ »Das Schönste, was wir erleben können, ist das Geheimnisvolle. Es ist das Grundgefühl, das an der Wiege von wahrer Kunst und Wissenschaft steht.« (Albert Einstein) Foto: kwasibanane

другое знание **Anderes Wissen** Različita znanja
 Zanyarîya yê Din Njohuri të ndryshme Other Knowing и́нше знання علم اخر
 Otros saberes Ötekinin Bilgisi 他鄉見聞 სხვადაირო ცოდნა Altro sapere
 Ἄλλες γνώσεις savoir étendu

Beim Spaziergang am Bach zeigte eine georgische Freundin auf einen Strauch mit länglichen roten Beeren: »Man kann daraus eine super Marmelade kochen!« Wir beide wussten nicht, wie diese Beeren auf Deutsch heißen und den georgischen Namen vergaß ich sofort. Als ich tags darauf die Beeren sammelte, fragte mich eine Dame, die ihren Hund ausführte, was ich da machte. Ich erzählte es ihr. »Oh,« sagte sie, »das sind doch Kornelkirschen – eine Vitaminbombe, danke für den Tipp!«, und fing auch an die Beeren zu sammeln.

Menschen mit Migrationsgeschichte oder mit *interessantem Hintergrund*, wie es neulich ein »Zeit«-Redakteur benannte, bringen Koch- und Schönheitsrezepte, Erziehungsmethoden und Durchsetzungstechniken mit. *Anderes Wissen* ist kein Buch- oder facebook-Wissen und wird anders erworben: Das kann ein freiwilliges soziales Jahr sein (S.7), eine persönliche Begegnung mit Rassismus (S.9) und sogar die Erfahrung, eine Maske zum Schutz anderer Menschen zu tragen (S.10).

»Niemals vertrauen!« gibt seinen deutschen Schülern ein Capoeira Lehrer mit (S.7). Man stolpert über diesen Satz. In Deutschland muss man bekanntlich auf seine Taschen weniger aufpassen. Aber beim Kleingedruckten? Auch politisch sollte man wachsam und bewusst bleiben. Menschen, die z. B. Russland und Weißrussland aus politischen Gründen verlassen haben, wissen ganz genau, was Zensur der Medien wirklich bedeutet und wohin Verschwörungserzählungen führen

können. Auch deshalb ist Wissen nützlich, das Eingewanderte nach Deutschland bringen und bewusst oder unbewusst übertragen. Alles, was uns zusätzlich zur offiziellen Wissenschaft weiser macht. In dieser Nummer lesen Sie auch Beiträge zu einer Ausstellung im Roma Büro (S.13) und zu der Wahl des Migrant*innen-Beirates. Schöne kommende Feiertage, an denen Sie je nach ihrem Wissen ein Weihnachtsmann, ein Christkind oder Befana besuchen kommt. Bleiben sie gesund! Viktoria Balon

ImPressum

Herausgeber: ImForum e.V. Freiburg
ViSDP: Viktoria Balon

Projektleitung: Barbara Peron

Redaktion: Viktoria Balon, Laura Biolchini, Kirill Cherbitski, Susanne Einfeld, Murat Küçük, Carmen Luna, Barbara Peron, Alexander Sancho-Rauschel, Naemi Ntanguen

Grafik und Layout: Reinhardt Jacoby (kwasibanane)

Lektorat und Korrektorat: Susanne Einfeld, Christiane Mihm

Kontakt zur Redaktion: inzeitung@googlemail.com

Die **InZeitung** erscheint drei Mal jährlich als Beilage zum Amtsblatt und wird allen Freiburger Haushalten zugestellt. Das Amtsblatt ist auch bei der Bürgerberatung im Rathaus erhältlich.

Ausgabe vom 20. November 2020

Auflage: 106 000

Druck: Freiburger Druck GmbH

Wir danken

Gehard Gürke, Anneliese Gaertner, Matthias Hadorn für ihre Spenden

Leser*innenbriefe

geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Im Falle einer Veröffentlichung behält sich die Redaktion Kürzungen vor. Nicht alle Zuschriften können veröffentlicht werden.

■ **Bin selber Migrant aus der Schweiz, ist gut gemacht.** Matthias Hadorn

■ **Ich bin immer erfreut, wenn ich die InZeitung zu lesen bekomme. Sie machen eine sehr gute Arbeit.**

Christel Jockers, Redaktionsleitung KulturJoker

Zu »Meditieren für das Grundgesetz« und »Verwirrt im Wörterlabyrinth« in InZ 31

■ **Mit Interesse habe ich die letzte InZeitung (Nr.31) gelesen und mir haben alle Artikel gut gefallen. Nur über zwei Beiträge habe ich mich geärgert. »Meditieren für das Grundgesetz?« (S.12) und die »lustigen« Schmähwörter (S.13) für alle, die Corona-Maßnahmen kritisch hinterfragen und sich dahingehend äußern. Ich bin 59 Jahre alt und gehöre auch zu den »Querdenkern«, die an Mahnwachen teilnehmen. Ich bin es leid, immer wieder die gleichen Floskeln, Schlagworte und Unterstellungen zu hören**

und zu lesen! Es ist wie ein Stempel, der allen aufgedrückt wird, die Kritik äußern, Fragen stellen, sich auf Daten und Fakten berufen und für die Wiederherstellung der Grundrechte eintreten. Das scheint fast schon etwas Anrüchiges zu sein! Ich vermisse ganz allgemein eine sachliche, kritische und kontroverse Berichterstattung in den Medien! Machen Sie wenigstens eine Ausnahme und verzichten Sie auf herabsetzende Beurteilungen, denunzierende Redewendungen, unterschweligen Spott oder gar Tötungsvorwürfe! Halten Sie sich einfach an den Pressekodex und wenden Sie ihn auch bei Andersdenkenden, die Sie nicht verstehen, genauso an.

Rita Ißleib aus Freiburg

★ Sehr geehrte Frau Ißleib, wir schätzen Ihr Interesse an unserer Zeitung sehr und sind uns sicher, dass nicht allein die kritischen Beiträge der Herren Kwasibanane und Abramovich Sie dazu bewegt haben, die InZeitung aufmerksam zu lesen. Für diese Aufmerksamkeit möchten wir uns bei Ihnen bedanken. Unsere Betrachtung der sogenannten Querdenker-Bewegung steht diametral im Gegensatz zur Ihrer heutigen Position. Wir möchten aber den-

noch betonen, dass, wie Sie bestimmt auch schon beim Lesen bemerkt haben, uns die Grundzüge der Europäischen Demokratie am Herzen liegen, sodass wir Themen zu Menschen- und Bürgerrechten immer brennend aktuell finden. Nicht zuletzt in Bezug auf die Diskriminierung der Mitbürger und Mitbürgerinnen mit Migrationshintergrund und auf das Bleiberecht für Geflüchtete. Die Redaktion hofft deshalb, dass wir bei anderen Anlässen, für Demokratie und Freiheit hierzulande einzustehen, politisch nicht so weit voneinander entfernt sein werden, wie das im Moment der Fall ist. Eine Chance dazu wird es in diesen turbulenten Zeiten gewiss noch geben. Bezüglich »Tötungsvorwürfe« sind wir nicht sicher, was Sie meinen. (Red.)



Foto: kwasibanane

Adebar war da.
Foto: kwasibanane

InEigenerSache

Danke Gerd

Ende dieses Jahres geht Gerd Süßbier – Redakteur des Amtsblatts – in den Ruhestand.

Ohne Gerd gäbe es diese Zeitung nicht. Es ist schon die zweite Migrant*innenzeitung, die er unterstützt, ohne sich in den Prozess des Entstehens einzumischen, auf Augenhöhe, was sehr wertvoll und selten ist. Die erste war 1989 die Zeitung des Ausländerbeirats in sechs Sprachen und die zweite – die InZeitung – entstand vor zehn Jahren aus der Medien- und Kulturkommission des Migrantenbeirats, wo Gerd ebenfalls sehr aktiv und mit seinem Rat und Kenntnissen der städtischen Strukturen behilflich war. Wir sagen Danke und wünschen ihm alles Gute für den neuen Lebensabschnitt. Ein Ruhestand wird es sicher nicht sein. Alle die Gerd kennen, vermuten und hoffen, dass es viel Bewegung und weiterhin journalistische und politische Aktivitäten in seinem Leben geben wird.

È un ragazzo!

Liebe Leserinnen und Leser, Vielleicht haben Sie in der Nr. 31 den Artikel *Geburt ohne Rituale – Schwanger sein in Zeiten einer Pandemie* von Laura Biolchini gelesen. Überglücklich möchten wir Ihnen bekannt geben, dass

Samuel – noch ein italienischer Freiburger – im September zur Welt kam und sogar manche Rituale stattfinden konnten. Die jungen Eltern gewöhnen sich langsam an das neue Leben und wir hoffen sehr, dass bei einer der kommenden Ausgaben unsere Redakteurin wieder dabei sein wird.

Fotograf*innen gefördert, indem sie ehrenamtlich für sie arbeiten. Sie wird im Unterschied zu vielen anderen Medien umsonst verteilt, weil sie so viel wie möglich gelesen werden soll.



Mit Ihrer Unterstützung kann die InZeitung auch in Zukunft eine positive und engagierte Stimme für gegenseitige Neugier, für

Respekt und gegen Diskriminierung sein. Spenden sind steuerlich abzugsfähig. Bitte teilen Sie uns Ihre Kontaktdaten mit, damit wir Ihnen eine Spendenbescheinigung zusenden können.

Spendenkonto: ImForum e.V. Stadtkasse Freiburg IBAN DE55 6805 0101 0013 3881 59 BIC FRSPDE66XXX

Vielfältiger seriöser Journalismus ist mehr denn je gefragt

Unterstützen Sie ihn mit Ihrer Spende

Ein Redaktionsteam und mehr als Hundert Freiburger Autor*innen aus aller Welt berichten seit 2010 über die kulturelle und internationale Vielfalt in unserer Stadt. Um dies zu leisten,

sind wir trotz der Unterstützung der Stadt auf Fonds und Spenden angewiesen. Die InZeitung wird von Autor*innen, Journalist*innen und



Von David Ammann

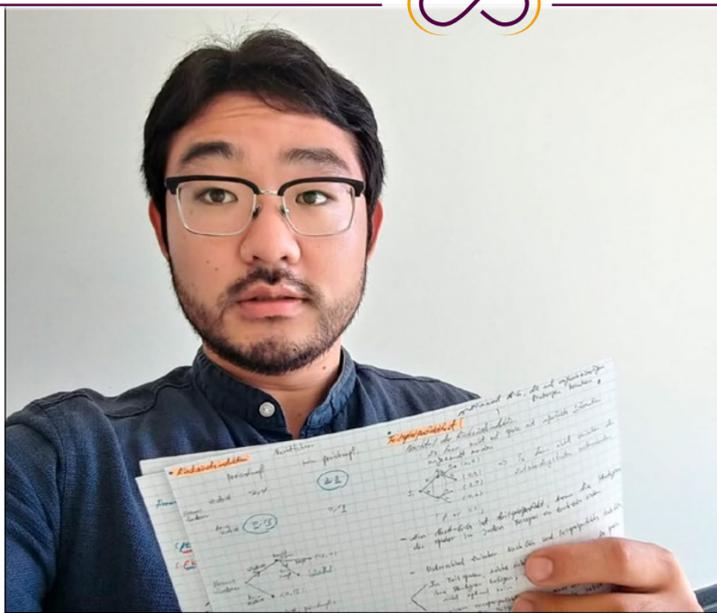
Mit beiden Händen in die Hüften gestemmt steht er da, auf dem Bahnsteig des Frankfurter Hauptbahnhofes. »Endlich in Deutschland.« Hanmoe schaut sich andächtig um, lässt den Moment auf sich wirken. Die fremde Hand, die ihm ins Gesicht greift und die neugekaufte Sonnenbrille von seiner Nase reißt, bemerkt er erst, als sie bereits im Menschenge dränge verschwindet. »Schwierigkeiten gehören zu jedem Anfang dazu. Meine Neugier und Offenheit, die konnte er mir damit nicht stehlen.«

Bevor er zum Studieren nach Europa kam, lebte Hanmoe im subtropischen Busan, Südkoreas zweitgrößter Stadt. Um Deutsch zu lernen, ging er zunächst für ein Jahr nach Aachen, dann machte er sich auf, besseres Wetter zu suchen. Heidelberg, Berlin, Göttingen – alle Städte empfingen ihn mit trostlosem Grau. In Freiburg aber war das Wetter großartig. Ein bestätigender Blick auf die Klimatabelle – und schon schrieb er sich hier für das Studium ein. Im Gepäck hatte er ein Sprachzertifikat der Stufe C2, das er sich in nur einem Jahr erkämpft hatte. Laut Goethe-Institut hieß das, Hanmoe »kann praktisch alles, was er liest oder hört, mühelos verstehen.« Es sollte sich herausstellen, dass diese Definition nicht für Monologe von kunsthistorischen Professorinnen gilt.

»Die größten Schwierigkeiten machte mir am Anfang die Sprache – auf dem Amt und in der Uni. Anscheinend hat vielen Menschen aber meine ehrliche Art gereicht: Es war zum Glück einfacher als gedacht, Freunde zu finden.«

Auf Reisen durch Westeuropa hatte er sich intensiv mit der europäischen Philosophie auseinandergesetzt, aber auch mit den großen Meistern der Renaissance-Malerei. »Ich wollte in dem Land studieren, in dem Nietzsche und Habermas das Denken gelernt haben.«

Der Plan war ein Bachelor in Kunstgeschichte und ein Master in Philosophie. Doch im Laufe seines ersten Jahres an der Uni zeichnete sich in Südkorea ein riesiger Korruptionsskandal um die damalige Präsidentin ab. Die Ereignisse haben Hanmoe sehr beschäftigt. Er wurde »politisch und realistisch«. Zur Volkswirtschaftslehre wechselte er aber nicht nur aus der Überzeugung, dass gesellschaftli-



Philosophie, Mathematik und Militär

Hanmoe Bae's Weg zwischen Studium und Ernüchterung

che Probleme auf ökonomischen Missständen basieren, sondern auch weil er so seine Deutsch-Probleme mit seinen Mathe-Fertigkeiten ausgleichen konnte. Mathematik ist eine internationale Sprache, und Koreaner sprechen sie meistens gut, denn es wird in der Schule viel Wert auf sie gelegt.

Das koreanische Bildungssystem folgt einer anderen Philosophie als das deutsche. Und wer sich fragt, was Hanmoe ins Ausland brachte, wird hier fündig. Die Note, die ein Schüler dort für seine Leistung bekommt, errechnet sich nicht über erreichte Punkte in einer Prüfung. Was zählt, ist der Rang, den man innerhalb seiner Klasse erreicht. Auch die Abiturnote entsteht so, und sie hat weitreichende Konsequenzen: »Die Note entscheidet über die Uni, diese über den Job, und dieser wiederum über den sozialen Status – und der ist alles in Korea. Als es Zeit war, mich auf das Abitur vorzubereiten, gab es keinen anderen Lebensinhalt außer Lernen. Einmal rasierte ich mir sogar meine Augenbrauen ab, um so vor Scham nicht mehr unter Leute zu gehen und somit mehr zu lernen.«

Während der Hörverstehens-Übungen wird sogar der Straßen- und Flugverkehr kontrolliert, um die Prüflinge vor zufälligen Störungen zu schützen – jeder weiß, wie wichtig das Ergebnis ist.

»Als ich meine Abiturnote bekam, war ich sehr enttäuscht: Ich hätte nur auf die viertbeste Universität des Landes gehen können. Doch für mich musste es eine der zwei Besten sein. Also wiederholte ich die Prüfung, zweimal. Doch es nützte nichts. Anstatt mir die Niederlage einzugestehen, bin ich ins Ausland gegangen zum Studieren.« Dass er damals nicht bekam, was er wollte, sieht er heute als Geschenk. Das Studium in Deutschland hat seinen Horizont erweitert.

»In Deutschland streben die Menschen auch nach Erfolg im Beruf, aber nicht so extrem wie dort. Deutsche suchen direkter nach Glück. Es ist fast unmöglich, in Korea jemanden zu finden, der nur Glück sucht im Leben – dafür müsste man schon in einem buddhistischen Tempel suchen. Ich selbst bin ein Sonderfall, der Beruf ist für mich nur Mittel zum Zweck. Ja, ich träume davon, Großes zu bewirken, so was wie zur Wieder-

◀ **Hanmoe Bae**
Mathematik als internationale Sprache Foto: privat

vereinigung mit Nordkorea beizutragen... Mein Name soll für etwas in den Geschichtsbüchern stehen, das vielen Menschen das Leben verbessert.«

Im Laufe der Pandemie hatte die koreanische Botschaft davor gewarnt, dass rassistische Anfeindungen gegen Asiaten nun vermehrt vorkommen.

»Für mich persönlich wurde es nicht mehr, sondern anders; anstatt mit »Ching-Chang-Chong« nachgemacht zu werden, wurde ich dann eben für Corona schuldig gemacht.«

Regelmäßig wurde Hanmoe auf offener Straße rassistisch beleidigt. »Komisch war, dass alle selbst Migranten waren. Ich denke, das passiert, weil sie selbst viel Druck von der Gesellschaft bekommen, und sie diesen weitergeben müssen.«

Normalerweise könnte man Hanmoe in diesen Tagen wohl in seinem Lieblingscafé antreffen, dem Michelangelo in der Sedanstraße. Doppelter Espresso, dazu eine Zigarette. In Südkorea ist das Rauchen in Cafés verboten, also eine umso schönere Kombination für ihn. Doch Hanmoe sitzt zurzeit nicht an der Sedanstraße, sondern in südkoreanischer Quarantäne. Er wurde eingezogen, um seine Wehrpflicht abzuleisten. Bei Verweigerung drohen Gefängnisstrafen. Denn offiziell befinden sich Nord- und Südkorea immer noch im Krieg – es herrscht nur Waffenruhe.

»Natürlich würde ich lieber fertig studieren, als Militär-Drills zu machen. Aber wir haben keine EU, sind nicht Mitglied der NATO, und China, Russland, Japan, Nordkorea – das sind leider ungemütlichere Nachbarn als Frankreich oder die Schweiz... Ich sehe es positiv: Jeder muss den Dienst absolvieren – egal ob arm oder reich – das ist wenigstens gerecht.«

Achtzehn Monate werden vergehen, bis Hanmoe sich wieder seinem Studium zuwenden kann. Um sein Deutsch bis dahin nicht zu verlieren, hat er sich ein 700-seitiges Kunstgeschichtsbuch mitgenommen, ein Relikt aus seiner Anfangszeit in Deutschland.



Von Barbara Peron

In der letzten Zeit scheinen die Wissenschaftskritiker überall zu sein: Impfgegner, Esoteriker, Homöopathen, Geistheiler und Populisten haben gegen das Wissen der Wissenschaft koalitiert. Aber was ist unter Wissen der Wissenschaft überhaupt zu verstehen?

Dass »alle« oder »die meisten Menschen nach Wissen streben«, würde kaum jemand bestreiten und dies wurde in der Tat schon in der griechischen Antike von Aristoteles festgehalten. Aber was ist eigentlich Wissen? Vorausgesetzt, dass es viele Definitionen von Wissen gibt, gehen wir zunächst von der ganz allgemeinen Definition eines Wörterbuchs aus. Sie lautet: »Wissen ist die Gesamtheit der Kenntnisse, die jemand (auf einem bestimmten Gebiet) hat« (vgl. Duden). Bereits dieser Definition können wir entnehmen, dass 1. Wissen mit Kenntnis zu tun hat – und diese wiederum mit etwas Können – und 2. Wissen immer gebietsbezogen ist.

Aufgrund seiner Gebietsbezogenheit muss das Wissen vielfältig sein. Denn es gibt viele Kenntnisbereiche und auch verschiedene Arten des Könnens. So unterscheiden sich z. B. das Können eines Handwerkers, eines Künstlers und eines Wissenschaftlers wesentlich – und somit auch ihr Wissen. Selbst innerhalb der Wissenschaften lassen sich verschieden Formen des Wissens und dessen Begründung unterscheiden. So sind die Methoden der Geisteswissenschaften, der Gesellschaftswissenschaften und der Naturwissenschaften notwendigerweise voneinander unterschiedlich sowie ihre Gebiete und ihr Verhältnis zum eigenen Wissen.

In der Wahrnehmung vieler sind Wissenschaftler Experten, von welchen der Mensch sich ein für alle Mal geltende Antworten auf Probleme und somit ein für alle Mal geltende Lösungen zu erwarten hat. Das gilt insbesondere für Naturwissenschaftler, deren Wissen auf empirischer Forschung und messbaren

Wenn das Wissen der Wissenschaft vielstimmig ist, dann sollte diese Vielstimmigkeit stärker auch im öffentlichen Diskurs präsent sein, was bisher nur in wenigen Ausnahmefällen in den Medien und vor allem in der Politik geschieht; und damit meine ich in erster Linie, dass alle Wissenschaften – nicht

Fehlbarkeit und Korrigierbarkeit der Wissenschaften.

Weiterhin müssen wir als Gesellschaft lernen, mit den Konsequenzen der Vielstimmigkeit, der Fehlbarkeit und Korrigierbarkeit der Wissenschaften umzugehen und zu leben. Das heißt, mit Mehrdeutigkeiten und Widersprüchen und in gewissem Sinne mit Unsicherheit umzugehen – denn Zweideutigkeiten und Mehrdeutigkeiten verunsichern zunächst. Was wir brauchen, ist – mit dem Religionswissenschaftler Thomas Bauer ausgedrückt, ohne den Begriff auf den Bereich der

Religion begrenzen zu wollen – eine Kultur der »Ambiguitätstoleranz*«. Diese ist die Fähigkeit, mehrdeutige Situationen und widersprüchliche Handlungsweisen zu ertragen, auch diejenigen im Bereich der Wissenschaften. Das gilt übrigens auch für den persönlichen Bereich.

Es mag sein, dass eine einstimmige, widerspruchlose Welt psychisch einfacher auszuhalten wäre. Dennoch gibt es so eine Welt nicht und es gab sie auch nie, genauso wenig wie einstimmige, einheitliche, widerspruchlose, unfehlbare Wissenschaften existieren und jemals existierten. Wer daran glaubt, ist anfällig für die realitätsleugnenden Narrative der Populisten und der Wissenschaftsgegner jeder Art. Nicht die Widersprüchlichkeit der Wissenschaften ist das Problem, sondern die widerspruchlose Welt, wovon die Wissenschaftsgegner träumen, und deren Narrative. Von dieser lässt sich das sagen, was Adorno im Bezug auf das völlig widerspruchsauflösende System Hegels sagt: »Das Ganze ist das Unwahre«.

* Ambiguität: Mehrdeutigkeit oder Doppelbödigkeit

Was ist eigentlich Wissen?

Ein Plädoyer für eine Kultur der Vielstimmigkeit

Daten basiert. Liefere Wissenschaftler keine absoluten Antworten und definitiven Lösungen, geraten sie für viele in Verruf und werden als Lügner betrachtet und diffamiert.

Die Überzeugung, dass Wissenschaftler Lügner seien und dass die Wissenschaft lügt, basiert auf einem Bild der Wissenschaft, das sowohl unzeitgemäß als auch eindeutig falsch ist. Denn das Wissen der Wissenschaft ist kein absolutes, keine erleuchtende Weisheit, sondern vielmehr immer ein fehlbares und »falsifizierbares« Wissen. Gerade die »Falsifizierbarkeit«, d. h. Fehlbarkeit und Korrigierbarkeit – so der österreichisch-britische Wissenschaftstheoretiker Karl Popper – ist das Kennzeichen der guten Wissenschaft – auch und insbesondere der Naturwissenschaften. Die Wissenschaft lebt von Fehlern genauso, wie sie von der Vielstimmigkeit der Wissenschaftler und ihrem Wissensaustausch lebt. Das sind keine Mängel, sondern gerade die Stärke.

Das wissenschaftliche Wissen ist also vielstimmig, fehlbar und erweiterbar. Es stellt sich die Frage, was wir mit dieser Erkenntnis als Gesellschaft und als Individuen anfangen können.

nur z. B. die Virologen im Fall der Covid-Krise und die Ökonomen im Fall der Finanzkrise – mit ihren unterschiedlichen Expertisen zur Sprache kommen sollten, wenn es darum geht, zu diskutieren und zu entscheiden, wie wir eine Gesellschaft organisieren und wie wir leben wollen. Denn es geht dabei nicht nur darum, empirische Daten zu sammeln und zu analysieren, sondern auch sie zu interpretieren, an eine Gesellschaft anzupassen und eventuell andere Lösungen und Möglichkeiten abzuwägen, ethische Fragen zu stellen – alles Aufgaben, die weit über die Expertise der empirischen Wissenschaften gehen. Und es geht weiterhin darum, all das mit der breiten Öffentlichkeit angemessen zu kommunizieren, was nicht die Stärke forschender Wissenschaftler ist. Was immer noch fehlt, ist eine effektive verständliche Wissenschaftskommunikation, die über den akademischen Elfenbeinturm hinausgeht, in Form von einem Wissenschaftsnarrativ. Nicht nur die Vielstimmigkeit der Wissenschaften sollte in unserer Gesellschaft der breiten Öffentlichkeit effektiver vermittelt werden, sondern auch die Bedeutung der

Ein Weihnachtsmann, eine Flasche, ein Essen im Jenseits

Interkultureller Wissenstransfer

Von Manana Baramidze

Seit es Menschen gibt, übertragen sie das eigene Wissen oder auch Un-Wissen auf andere Menschen. Aber wie passiert ein interkultureller Wissenstransfer: Beeinhaltet er Wissensfluss zwischen allen Himmelsrichtungen, von unten nach oben oder auch umgekehrt? Ist Transfer nun Wissensübertragung zwischen den Kulturen oder auch zwischen verschiedenen Kulturbereichen? Hat Wissenstransfer Ordnung und Struktur, die für ihn charakteristisch sind?

Im alltäglichen Leben passiert dies meistens, ohne dass es bewusst bemerkt wird. Wenn z. B.

zwei Menschen unterschiedlicher kultureller Hintergründe in einer WG wohnen und der eine seit drei Jahren in der Anwesenheit des anderen immer wieder ein Gericht aus seiner Kindheit zubereitet. Aus Sehnsucht nach seiner Mutter, die das Gericht an jedem Namenstag kochte, weil sie glaubte, die Verstorbenen würden darauf im Jenseits warten. Hier passiert eine ziemlich komplexe Wissensübertragung, ohne dass jemand das wirklich geplant, angefordert oder beabsichtigt hätte, ohne eine konkrete Zielsetzung. Nicht nur, dass das andere WG-Mitglied automatisch lernt, das Gericht zuzubereiten. Es lernt gleichzeitig existenzielle Aspekte einer anderen Kultur: über den Tod und das Leben.

Sicher gibt es Situationen, in denen die Wissensübertragung im Alltag auch gezielt und sogar gezwungenermaßen geschehen kann: z. B. wenn ein Pärchenteil aus Süddeutschland dem anderen in Ostdeutschland aufgewachsenem deutlich erklärt, dass für das gemeinsame Kind das Christkind zu Weihnachten zur Tür herein treten würde und nicht der Weihnachtsmann. Hier geschieht dem Kind eine mehr oder weniger übergreifende Wissensübertragung, von der es sich später zum Glück befreien kann.

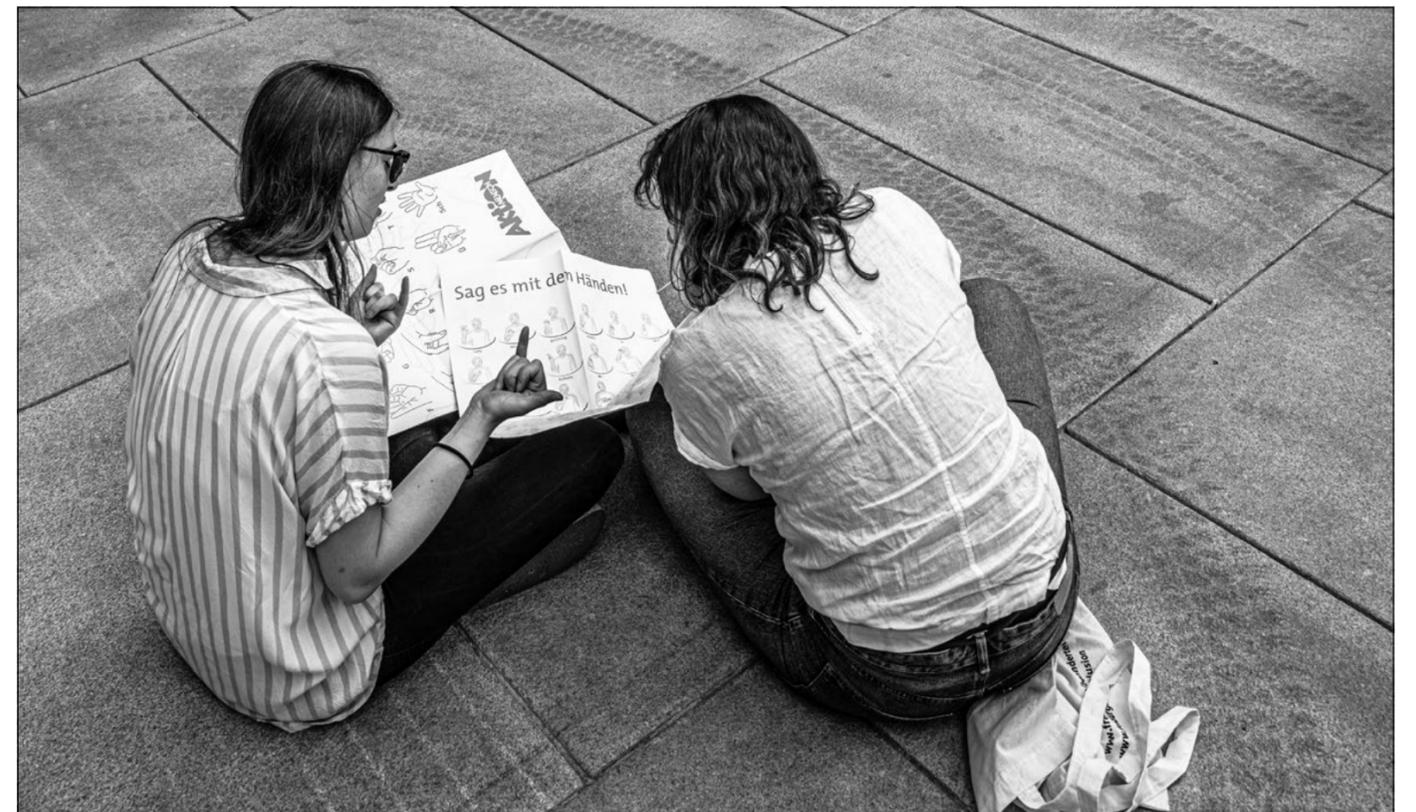
Manchmal passiert dies auf gezielte Nachfrage: wie zum Beispiel, als mir vor Kurzem meine Freundin aus heiterem Himmel davon erzählte, wie ich auf ihrem

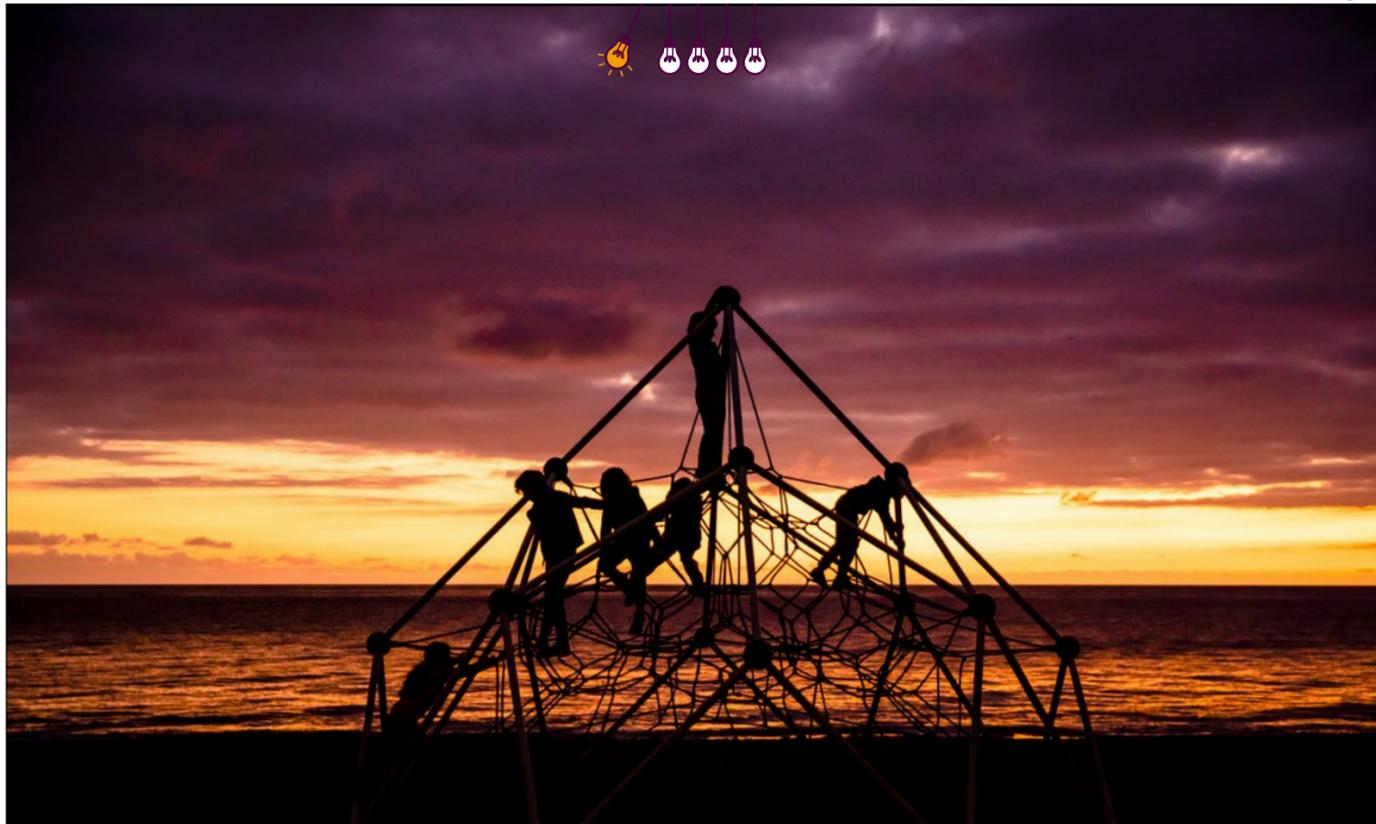
Geburtstag vor zehn Jahren einen Flascheninhalt sehr souverän nach alter georgischer Methode in eine andere umgefüllt hätte, nachdem zuvor manche Gäste sich an dem Inhalt etwas dreckig gemacht hatten. Sie würde das nie vergessen, ob ich ihr endlich den Trick verraten würde. Ich hatte aber leider den Trick vergessen.

Wie man merkt, verfolgt die Übertragung des Wissens im Alltag keinen besonderen Vorgaben und Strukturen, sie folgt einzig der Interaktion, Offenheit und Neugierde der Beteiligten. Kann es etwa sein, dass eine harmonische Umgebung für die Transformation des Wissens grundsätzlich ein Zeichen für eine offene Gesellschaft ist?

▼ Gehörlosensprache lernen

Foto: kwasibanane





▲ Am Strand spielen und Wissen sammeln. Wer von diesen Kinder weißt mehr? Dasjenige, das am fleißigsten lernt, oder dasjenige, das ein komplexes System verstanden hat?

Fotos: kwasibanane

Eppels 'n' Ektschenn

Wissen versus Verstehen – it's a no brainer!

Von Wendy Zähringer-Hardy

Wir kennen alle dieses begabte 5-jährige Kind, das eine große Menge an Ländern, Dinosauriern, Zahlen usw. roboterartig aufzählen kann. Aber was weiß das Kind und was versteht es wirklich? Wissen und Verstehen hängen miteinander zusammen, aber sie sind dennoch nicht dasselbe. Die eigentliche Begabung jenes Kindes kann darin liegen, dass es intuitiv begreift, wie es durch ein Auswendiglernen Mama und Papa glücklich macht. Vielleicht ist das Kind in Wirklichkeit ein ausgezeichnete Psychologin, endet aber als mittelmäßiger Paläontologe, da es für seine Faktenansammlung und -präsentation eine so hohe Anerkennung erhält.

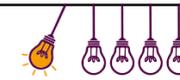
Vor vielen Jahren war ich auf der Abschiedsfeier eines Medizinprofessors. Mein Akzent fiel schnell auf, und dies rief bei mei-

nen Gesprächspartnern die typische Reaktion hervor: Sie sagten mir »I'm not very good at English because I've forgotten so many words« – sie entschuldigten sich also aufrichtig für ihr in meinen Augen tolles Englisch. Während wir uns unterhielten, kam ein Mann hinzu, und sofort änderte sich die Stimmung von entspannt zu angespannt und ehrfürchtig, so als sei nun ein ganz besonderer Mensch unter uns. Der Mann stellte sich nicht vor, und als ich nach seinem Namen fragte antwortete eine andere Person stellvertretend für ihn. »Ah«, sagte ich, »also wir sprechen gerade darüber, wer Englisch-Training gebrauchen könnte – möchten Sie auch mitmachen?« Nach einem entsetzten, kollektiven Atemzug und bedrücktem Schweigen sagte jemand mit gedämpfter Stimme: »Wendy, Herr Dr. Feelgood braucht mit Sicherheit kein Training!« In der Runde brach ein leises Gekicher aus, so als habe

jemand einen gravierenden Fauxpas begangen, auf den nur ein öffentliches Gelächter folgen kann. Ich nahm an, dass er ein Englisch-Muttersprachler war, und wechselte von Deutsch zu Englisch. Seine Aussprache war schrecklich: eppels (apples) und ektschenn (action) und situuayschunn (situation). Normalerweise unterstütze ich es leidenschaftlich, wenn jemand versucht, Englisch zu sprechen, und ich weiß natürlich, dass niemand akzentfrei reden kann, wenn er oder sie nicht in Großbritannien lebt. Das Verhalten von Dr. Feelgood war jedoch so arrogant und unfreundlich und seine Anspruchshaltung so hoch, dass ich mich ungewöhnlich kritisch fühlte. Er schien sich seines offensichtlichen Kompetenzmangels nicht bewusst zu sein, und warum sollte er sich auch mit diesem auseinandersetzen? Die Gesichter seiner Kollegen nahmen einen Ausdruck schwärmerischer Wert-

schätzung an. Wie hatte er sich die Macht erarbeitet, über die Atmosphäre auf der Feier einer anderen Person dermaßen zu bestimmen? Durch seine Fähigkeit, eine beeindruckende Menge an Informationen bezüglich eines bestimmten wissenschaftlichen Bereichs zu sammeln, sich diese einzuprägen und wiederzugeben, die unsere Gesellschaft irgendwann an die Spitze ihres Wertesystems gesetzt hat?

Aber, Dr. Feelgood, the times they are a changin'. Aktuell übergibt bereits etwa 59% der Weltbevölkerung die Aufgaben der Faktensammlung dem kollektiven, externen Gehirn – dem Computer. Nun bestimmt also die Anwendung dieses Wissens, in welcher Welt wir leben wollen. Verständnis, Empathie und Mitgefühl sind die Kompetenzen, die zählen werden. Sie sind die moderne Klugheit.



Freiwillige Empathie

Eine Erfahrung in der Integrationsabteilung

Von Mediha Yarimhoros

Vor vier Jahren hörte ich das erste Mal vom Bundesfreiwilligendienst. Als ich die Stellenanzeige sah, bewarb ich mich bei der Volkshochschule Freiburg. In einem alten Gebäude, einem Labyrinth ähnlich, nahm mich die Direktorin in ihrem Zimmer in Empfang. Wir haben darüber gesprochen, welche Tätigkeiten vom mir erwartet würden.

Nach kurzer Zeit bekam ich eine E-Mail – wieder mal eine Absage. Es war mir nicht möglich, in diesem freiwilligen Job zu arbeiten, da ich keine deutsche Staatsbürgerin war. Letztes Jahr fand ich erneut die Ausschreibung der Volkshochschule Freiburg und jetzt war ich deutsche Staatsbürgerin. Ich schickte eilends alle Bewerbungsunterlagen. Die positive Antwort kam dieses Mal sofort.

Ich fing mit meiner Teilzeitarbeit dort an, und es war eine neue Welt. Zur Schule zu gehen war für mich nicht neu: Ich studierte insgesamt 22 Jahre lang in Schulen und auf Universitäten. Das Neue war, dass ich auf die Seite der Beamten wechselte. Meine Arbeit war in der Integrationsabteilung. Ich traf auf Menschen, in deren Situation ich jahrelang auch war – sie kamen in das Büro und hatten die gleichen Schwierigkeiten wie ich, als sie versuchten, ihr Anliegen und ihre Geschichten zu erzählen. Ich konnte ihre Situation sehr gut verstehen und ich war die Person, die Deutsch sprach und die die Fragen stellte. Ich bin den Menschen mit viel Empathie begegnet und versuchte zu verstehen, welche Bedürfnisse sie hatten. Einmal kam ein verzweifelter arabischer Vater zu mir. Er konnte weder Deutsch noch Englisch – wir dafür kein Arabisch. In diesem Moment half die Überset-

zung von Google. Der Mann holte sein Telefon heraus, sagte etwas auf Arabisch und drückte den Knopf. Mit elektronischer Stimme teilte es uns das Anliegen des Mannes mit. Der Mann hatte eine kranke Tochter. Zur Verbesserung ihrer Situation in der Türkei waren sie nach Deutschland gekommen ... Er drückte den Knopf, wir sprachen, wir drückten den Knopf ...

Ich habe auch gesehen, wie Gesichter von Menschen leuchteten, wenn ich in ihrer Muttersprache sprechen konnte. Ich sah ständig die Namen der Teilnehmer auf dem Bildschirm, die Anzahl der belegten Kurse, die Noten und so weiter. Ich gratulierte ihnen still und freute mich für ihre Erfolge – gleichzeitig forderte ich sie in Gedanken auf, nicht aufzugeben und weiter zu machen – fast wie bei den eigenen Kindern. Als Corona sechs Monate später auch Deutschland erreichte, war meine Arbeit dort leider wieder beendet – die VHS unterlag dem Lockdown. Es war eine kurze, aber sehr gute Erfahrung für mich.

Sich selbst besser kennen lernen

Ein Gespräch mit der Botschafterin der Interkulturellen Wochen Iman Oquadria

Das Gespräch führte Vera Bredova

Iman Oquadria verbrachte ein Freiwilliges Soziales Jahr (FSJ) in Izmir und ist Botschafterin für die Interkulturellen Wochen in Freiburg

Welches interkulturelle Wissen hast du schon vor dem FSJ erworben?

Iman: Die algerische und die französische Sprache. Mit beiden bin ich aufgewachsen. Und mit dem Wissen, was es heißt anders zu sein. Ich konfrontierte mich viel mit Rassismus von Mitschülerinnen, weil meine Zwillingsschwester und ich die einzigen Musliminnen mit Kopftuch waren. Ich habe angefangen so zu tun, als ob ich nicht algerisch, sondern deutsch wäre, obwohl die Deutschen dies nicht so sehen wollten. Jetzt sage ich: Ich kann beides sein. Die Gesellschaft hier – aber auch in Algerien – will dass wir nur eines von beiden sind. Ich muss aber nicht perfekt deutsch oder algerisch sein. Was heißt perfekt? Und warum?

Wo genau hast du gearbeitet?

Im Community Center Tiafi in Izmir. In der Türkei gibt es viel mehr Geflüchtete als hier, es wird weniger gemacht vom Staat. Und in Tiafi gibt es eine day care für Kinder, Nachhilfe für Schüler und Frauen, Physiotherapie für behinderte Erwachsene und Kinder, die sonst keine Behandlung bekommen. In den Werkstätten werden Taschen genäht, und es gibt eine Beratungsstelle für alle möglichen Fragen zu Formalitäten, Schule, Krankenhaus-terminen.

Ich habe oft übersetzt, mein Arabisch konnte ich dort verbessern und auch mein Englisch kam mir sehr zugute: Meine Chefin dort war Irin. Die Menschen haben sich wohl gefühlt, sie fühlten sich verstanden, sie haben gemerkt, dass ich mir viel Mühe gebe. Ich habe viel in der Küche geholfen, wir kochten für geflüchtete Menschen, aber auch für Arme aus dem Viertel. Man musste viel kaputtes Gemüse schnibbeln, das wir umsonst von einem Laden bekamen, es war gut so. Mein Kör-

per brauchte einen Ausgleich zur psychischen Belastung, da man diese Schwere mitbekommt.

Welche neuen Erkenntnisse hast du erworben?

Weil ich selber betroffen war, kann ich Diskriminierung von anderen besser nachvollziehen, emotional mehr wahrnehmen, eventuell Situationen besser verstehen. Andererseits hat mir ein Syrer dort gesagt: »Uns geht es schlechter als euch in Deutschland«. Wenn man um sein Leben kämpfen muss, ist das eine andere Ebene, obwohl wir beide Rassismus erlebten. Das habe ich mitnehmen können. Ich habe syrische Frauen, die allein mit ihren Kindern in die Türkei kamen, bewundert, ihren Mut und ihre Lebensfreude. Sie waren inspirierende Personen für mich, ihr Lächeln ist so ein schönes Lächeln ...

Und als ich leider frühzeitig wegen Corona wieder in Freiburg war, wollte ich weiter interkulturell etwas machen, bevor ich mein Studium für Molekulare Medizin in Tübingen anfangen würde. Ich wurde Botschafterin der Interkulturellen Wochen. Ich werde vom Team total unterstützt, ich fühle erstmals in Deutschland, wie gut es ist, dass ich das Algerische und die Erfahrungen aus Izmir mitbringe.





Black Lives Matter in Freiburg
Foto: kwasibanane

Hilferuf einer Alltagsrassistin

Von Nathalie Windhab

Ich bekenne mich schuldig. Ich bin eine Alltagsrassistin.

Und ich kann mich nicht mit Unwissenheit herausreden. Ich habe in der Jugend auf dem Dorf von der (einzigen) schwarzen Familie geredet, von den Russen im Hochhaus. Ich habe die rassistischen Witze über vergastete Juden und Bomben in der Türkei weitererzählt. Ich habe »Negerkuss« und »Zigeunerschnitzel« verspeist, »Drei Chinesen mit dem Kontrabass« gesungen und »Alle Indianer lernen lesen«.

Ich fand es spannend, das Essen der Mutter meiner Schulfreundin Aysel zu probieren und kam mir verwegen vor, weil ich mich in deren Wohnung gewagt hatte. Ich brachte »meinen zwei kleinen Chinesen« Deutsch bei, unterstützte als Nachhilfeschülerin ein Mädchen, deren Mutter Analphabetin war, und stritt mich mit seinem Vater darum, warum es sechs Euro pro Stunde sein müssten und ob nicht fünf ausreichen würden. Und ich nahm völlig selbstverständlich an, dass er die Mutter unterdrückt und ihm die Bildung der Tochter das Geld nicht wert ist. Es war für mich völlig normal, dass meine Cousine uns beide, die wir sehr gerne reisen und unterwegs sind, mit dem Satz »Ja, wir sind halt Zigeuner« beschrieb. Ich sprach dunkelhäutige Deutsche auf Englisch an, frage überhaupt stets als erstes

danach, woher jemand kommt, wenn ich einen Akzent hörte, ich ordnete Personen je nach Nachnamen bestimmten Ländern zu. Ich spürte fast ungläubig, dass die dunkle Haut meines One-night-Stands sich tatsächlich ganz normal anfühlte. Ich habe über Rassismus geredet, wo ich doch hätte besser zuhören sollen, habe mich dabei ertappt, dass ich mir diskriminiert vorkam, als mein Arbeitskollege mich als »einzige Biodeutsche« im Team bezeichnete oder meine Filialleitung sagte: »Sie sind sooo deutsch!«

Und ich könnte diese Liste der Dinge, die ich getan habe, die ich tue – heutzutage auch oft unterbewusst, mit Scham, mit schlechtem Gewissen hinterher, wenn ich mich wieder beim Rassistischsein ertappt habe –, unendlich fortsetzen.

Eines fällt auf an diesem Artikel, es kommt bis hier 17 Mal das Wort *Ich* vor. Mein Gott, wie egoistisch, könnte man denken. Aber *Ich* kann derzeit keine deutschlandweite Antirassismus-Bildungsinitiative starten oder gar eine globale Bewegung. Was ich aber kann, ist das Unbewusste bewusst machen und nicht nur das Wissen vergrößern, sondern mein eigenes Verhalten ändern. In kleinen Schritten aus mir, der Alltagsrassistin, eine ... – ja, wie nennt man das denn dann? – eine nicht-mehr-so-starke-Alltagsrassistin machen. Aber wie? Dabei bin ich auf Hilfe angewiesen. Auf Sie, auf Dich, auf Euch.

Eine gut gemeinte Entschuldigung

Von Naemi Ntanguen

Kann man überhaupt noch nicht-rassistisch sein?

In letzter Zeit erreichten mich vereinzelt Entschuldigungen von entfernten Bekannten, die sich für rassistische Taten in der Vergangenheit entschuldigen wollten. Es hat mich überrumpelt und verärgert. Warum ich die Entschuldigung denn nicht einfach annehme, man habe es ja nur gut gemeint, hieß es dann. Das Problem mit »gut gemeint« ist, dass es komplexer ist und schwieriger zu erklären als das Offensichtliche.

Wie sich herausstellte, bin ich in der *POC Community** nicht die Einzige, die solche Entschuldigungen erhalten hat – kein Zufall! Nach den Protesten der *Black-Lives-Matter*-Bewegung, die im Frühjahr erneut globale Aufmerksamkeit erhalten hat, wird der ein oder anderen Person vielleicht der eigene Rassismus bewusst. Ein Unbehagen stellt sich ein und eine Entschuldigung muss her.

Das Paradoxe an einer Entschuldigung ist, dass man versucht wiedergutzumachen, was nicht mehr gutzumachen ist. Also warum es überhaupt versuchen?

Ein Grund sich dennoch zu entschuldigen, schlägt der Soziologe Nicholas Tavuchis vor: Eine Missetat schließe den Täter von der Gesellschaft aus, weil er gegen die Normen und Werte dieser verstoßen hat. Durch die Entschuldigung erniedrige er sich vor dem Opfer und gesteht somit sein moralisches Fehlverhalten ein. Im Sprechakt bittet er um Verzeihung, denn nur das Opfer halte »den Schlüssel der Versöhnung und Erlösung«. Es hat die Macht, den Tüchtigkeits wieder Teil der Gemeinschaft sein zu lassen.

Eine gegensätzliche Theorie haben die Philosophen Trudy Govier

und Wilhelm Verwoerd entwickelt. Sie behaupten, dass der Täter im Sprechakt der Entschuldigung nicht unbedingt seine eigene Schuld verkünde, sondern das Leid des Verletzten anerkenne. Durch die Entschuldigung soll dem Gekränkten bestätigt werden, dass er Teil der Gesellschaft ist und somit einer Entschuldigung würdig.

Wer hat nun recht? Meines Erachtens haben das beide und das ist das Verwickelte. Laut Tavuchis soll das Opfer dem Täter verzeihen und ihn somit von seiner Schuld freisprechen. Aber kann man Rassismus verzeihen? Und wenn ja, wer entscheidet das?

Govier und Verwoerds Annahme verdeutlicht, dass der Täter entscheidet, dass das Opfer ein Opfer ist und zu welchem Zeitpunkt es einer Entschuldigung bedarf. Dass eine Entschuldigung angebracht ist, wusste ich schon vorher, aber es brauchte jetzt also sechs Jahre, bis das auch andere verstehen? – Man wird wie aus dem Nichts mit tiefeschürfenden Erfahrungen aus der Vergangenheit konfrontiert, daraufhin wird ein Freispruch verlangt und, wenn es ginge, nebenbei noch eine Anti-Rassismus-Universallösung für die Zukunft. Die Entschuldigung, die eigentlich den Konflikt lösen soll, führt zu dem, was es zu vermeiden gilt: Ein rassistisches Herrschaftsverhältnis wird reproduziert.

Aber man kann es trotzdem mit einer Entschuldigung versuchen: Wenn man versteht, dass sie nicht immer Versöhnung zum Ziel haben muss, sondern auch als eine Art Übergangsritus verstanden werden kann. In einer Entschuldigung kann man ausdrücken, dass eine Tat falsch war. Sie ist ein Zeichen dafür, dass dieses Verhalten nicht die Norm unserer Gesellschaft sein soll. Und dann könnten wir gemeinsam nach der Lösung suchen – vielleicht sogar ganz ohne Täter und Opfer.

* Person of Color



Capoeira in Cabo Verde
Foto: kwasibanane

Braulio Marcel Rosero Santos oder kurz Lio ist seit über zehn Jahren ein aus Ecuador stammender Capoeira-Trainer in Freiburg.

1. Ausweichen statt Angreifen. Anders als bei Karate oder beim Boxen beabsichtigt man nicht seinen Gegner kampfunfähig zu machen. Vielmehr wird der Kampf nur simuliert und der Gegner soll die Chance haben, einem Angriff auszuweichen: »Ich schütze mich, dass du mich nicht triffst und ich schütze dich, dass du meinen Tritt nicht abbekommst«, erklärt Lio. Trotzdem kann es sein, dass man doch mal einen Fuß ins Gesicht bekommt. Daher ist es wichtig, sich selbst zu kennen und einzuschätzen, wie sehr man sein Gegenüber

fordern kann. Überlegenheit auf Grund von Alter, Größe und Kraft kann man getrost vergessen.

2. Richtig Power geben. Manchmal vergisst Lio sogar zu trinken, dann müssen ihm die Schüler sagen, dass sie eine Pause brauchen. »In Deutschland wird Sport eher als ein Hobby gesehen, für mich ist es mehr.« In Ecuador hatte keine Versicherung, falls er sich verletzte, keine Sporthalle und wechselnde Lehrer. Die waren nicht zimperlich. »Du lernst mit Schmerz in Ecuador«, lacht Lio »Deutsche sind diese Art Körperkontakt nicht

Ein kampflöser Kampf

Fünf Dinge, die man beim Capoeira lernt

gewöhnt, da musste ich mich anpassen.« Capoeira wurde in Brasilien im 17. Jahrhundert von afrikanischen Sklaven erfunden. Sie konnten nur versteckt und nach der Arbeit üben. Um den Kampfcharakter zu verschleiern, tanzten sie dabei. Es sind immer zwei, die innerhalb eines Kreises kämpfen. Wenn man richtig Power gibt, dauert der Tanz nur ein bis zwei Minuten, dann wechselt das Paar.

3. Niemals Vertrauen. Das Herzstück des Kampfes ist die Malicia (= Kriegslist oder Schläue). Man gibt sich z. B. schwächer als man ist, um den Gegner in Sicherheit zu wiegen. Es geht darum, wachsam zu sein und einen taktischen Überblick über den Kampf zu bewahren.

4. Die Kraft des Rhythmus. Das Tempo des Kampfes wird von Teilnehmenden mit Trommeln, Rasseln, Tamburins und dem Berimbau vorgegeben. Im Takt der Musik wird mit langsamen Bewegungen gestartet, dann steigern sich Dynamik und Druck auf die Kämpfer in der Mitte. Nichtsdestotrotz müssen die Bewegungen weich und fließend bleiben.

5. Eine Lebenshaltung. Capoeira ist genauso wie Lios Leben. Er hat in Ecuador Elektrotechnik gelernt, das wurde in Deutschland nicht anerkannt. Er machte eine Ausbildung zum Krankenpfleger, zusätzlich arbeitet er bis heute als Tanzlehrer. Montags bis mittwochs dauert sein Tag von fünf Uhr morgens bis Mitternacht, möglich durch das, was er bei Capoeira gelernt hat. Donnerstag bis Sonntag hat er weniger Termine und dafür Zeit für seine zwei kleinen Töchter, die auch Capoeira trainieren. »Man muss immer in Bewegung bleiben, die Angst akzeptieren und reagieren. Capoeira ist Capoeira!« (R.N.)

Wo bringen noch Störche die Babys?

Von Manana Baramidze

Die Eltern im aufgeklärten Zentrum Europas erzählen seit einigen Jahren ihren Kindern nicht mehr, dass Babys von Störchen gebracht werden. So etwas machen in Deutschland höchstens noch Eltern mit Migrationsvordergrund, die nicht gelernt haben, mit ihren Kindern ehrliche Gespräche zu führen. In Aufklärungsbroschüren für Eltern von Kindern ab vier Jahren der *Bundeszentrale für Gesundheitliche Aufklärung* werden hilfreiche Tipps gegeben, wie man ihnen das genauer erklären kann: Wenn Mama und Papa sich arg gerne haben, entsteht ein Baby im Bauch der Mama. Eines Morgens in der Küche Tee kochend, hörte ich aus dem Flur die Frage meines Sohnes, wo die Babys herkommen und rief souverän zurück, dass sie aus dem Bauch der Mütter kommen. Plötzlich kam aus dem Bad die ehrlich überraschte Stimme meines Freundes: »Was?? Bringen in Deutschland nicht die Störche die Babys? Bei uns machen die das noch.« Meine Verwunderung darüber, dass mein Partner seinem Kind »einen solchen Mist« erzählen wollte, konnte ich mich nicht zurückhalten und versuchte ihm zu erklären, wie fortschrittlich man hierzulande sei und dass man diese Storchengeschichten längst hinter sich gelassen habe.

Er stand inzwischen mit einem Badetuch um sich herum an der

Küchentür und fragte mich: »Das meinst du jetzt nicht im Ernst, oder?« Ich ging in Kampfstellung. Dem bevorstehenden Kampf gab ich in meinem Kopf schon einen Namen: Das Recht für Kinder auf ehrliche Aufklärung. Auf die Wahrheit! Er setzte fort: »Hast du Nietzsche gelesen? Hast du darüber nachgedacht, dass die Demythologisierung von allem und eure Wahrheiten nicht nur die Phantasie der Kinder töten, sondern das Leben der Erwachsenen unerträglich machen?«

Unabhängig davon, was und ob Nietzsche etwas dazu sagte, machte sich die slovakische Oma meines Partners sicher keine Gedanken über die Entstehung und Bedeutung der Mythen in unserem Alltag, als sie ihren Enkeln von Babys bringenden Vögeln erzählte. Mir ist aber seit dem beschriebenen Morgen klar, wie das intuitiv bessere Wissen, das man hier aus verschiedenen Gründen abgelegt hat – das Wissen über Babys bringende Störche, Kinder fressende Wölfe und Hexen im Wald – den Kindern nicht vorenthalten werden sollte, unabhängig von der aufgeklärten Wissenschaft über die Kindererziehung hierzulande. Ich werde sicher nie mehr in einem georgischen Dorf auf dem Balkon meines Geburtshauses sitzen und den jungen Nachbarsfrauen mit erhobenem Finger vorschreiben, dass sie ihre Kinder entzaubern sollten, indem sie Ihnen alle Wahrheiten der Welt erzählen.



Storchengeschichten
in den Dombes
Foto: kwasibanane



Von Carmen Luna

Was macht die Maske mit dir?

Freiburger*innen aus verschiedenen Generationen antworten

Menschen aus Polen, Kolumbien, der Türkei, Mexiko, Peru, Russland, Italien, Spanien, Israel und Deutschland haben uns Ihre Meinung gesagt.

Josef, 14 Jahre: Es behindert beim Sprechen und Atmen, aber ich verstehe schon, dass man sie trägt. In der Klasse sind wir ohne Maske und ohne Abstand. Wir sind in kleine Gruppen aufgeteilt. Wenn jemand krank wird, kommt nur dessen Gruppe in Quarantäne. Wir haben auch geregelte Plätze im Pausenhof. Das Virus ist da, man kennt die Zahlen. Vielleicht macht die Maske keine große Veränderung, aber man geht damit auf Nummer sicher.

Samuel, 15: Die Stoffmaske halte ich für unnötig, weil man sie alle 20 Minuten wechseln müsste, damit sie richtig schützt. Ich fände es besser, wenn nur Risikopatienten und Pfleger oder Menschen aus deren direktem Umfeld Masken tragen. Wenn ich eine Maske trage, atme ich Viren und Bakterien wieder ein, das kann krank machen. In der Schule trugen wir in den ersten zwei Wochen eine Maske, wegen der Reiserückkehrer. Das finde ich nicht korrekt, weil die Schüler keine Risikopersonen sind.

Jacob, 15: Man sieht nicht, wenn jemand lacht. In der Pause müssen wir auch eine Maske tragen. Das ist keine Erholung, man freut sich nicht. Man kann nicht gut atmen, aber ich finde es trotzdem in Ordnung, die Maske zu tragen, das ist nicht so ein krasses Problem. Man muss auch an die anderen denken.

Christina, 15: In der Schule stört sie eher, aber man kommt klar. Das ist nicht zu viel verlangt. Mir ist lieber, dass sich das Virus nicht verbreitet.

Sebastian, 17: Am Anfang war's schwer, aber mittlerweile geht's. Alle halten sich dran in der Schule. Wir müssen sie im Unterricht nicht tragen.

Dominik, 18: Es stört mich nicht. In der Klasse müssen wir sie nicht anziehen, aber auf dem Gang und im Pausenhof. Ich verstehe die Regeln nicht so gut.

Sofia, 22: Ich erlebe die Maske als gesellschaftliche Spaltung. Ich bin überrascht, dass manchmal gebildet aussehende Leute keine Maske in öffentlichen Verkehrsmitteln tragen und einen böse angucken wenn man sie trägt. Ich trage sie aus Respekt.

Gül, 30: Ich denke die Maske ist gut. Ich empfehle allen Menschen sie zu benutzen, insbesondere den Jugendlichen in der Straßenbahn, die sie oft nicht tragen.

Marco, 31: Mit der Maske konzentriert man sich mehr auf die Augen des Gegenübers als früher.

Miranda, 42: Am Anfang war es ein komisches Gefühl. Die Idee finde ich nicht schlecht. Ich trage sie aus Respekt für andere Personen.

Mary, 45: Es nervt, weil man an eine Sache mehr denken muss, nicht nur für sich, sondern auch für seine Kinder. Ich frage mich, wie lange das alles noch dauern soll.

Vera, 48: Die Maske macht mich jünger. Ein paar Falten um den Mund sind bedeckt. Wenn ich traurig oder etwas zurückgezogen bin, ist die Maske eine Art Schutz oder ein Versteck. Ich merke auch, dass verbitterte oder saure Menschen mit Maske weniger sauer aussehen. Neu-

lich habe ich eine Maske gesehen mit der Aufschrift: »I warmly smile under the mask«, das finde ich toll.

Esther, 51: Ich empfinde die Maske als Schutz für mich und für andere. Das zeigt Solidarität. Ich muss sie bei der Arbeit ca. fünf Stunden tragen. Deswegen verstehe ich, dass Schüler darunter leiden. Auch schwierig finde ich, dass Kinder nicht sehen, ob man sie anlächelt. Das verunsichert sie.

Bimbica, 52: Mit der Maske ist alles wie gedämpft, geschlossen. Mir kommt das sehr unreal vor. Vor einem Jahr hätte ich niemals gedacht,



dass wir in Deutschland eine Maske tragen müssen. Ich habe keine eindeutige Meinung, ob das gut oder schlecht ist. Gefühlsmäßig halte ich sie für Quatsch, aber ich habe zu wenig medizinische Kenntnis. Ich halte mich an die Vorschriften.

Bettina, 56: Ich denke, es ist gut die Maske zu tragen. Es ist ein bisschen mühsam, wenn ich sie den ganzen Tag tragen muss. Ich habe das im Loretto bad erlebt, als der Bademeister ganz normale Menschen bat die Maske zu tragen, diese zurückschrien: Verbrecher, unsere Freiheit ist eingeschränkt! Ich verstehe das nicht. Es gibt wichtigere Probleme als eine Maske zu tragen. Hier geht es uns zu gut.

Cecilia, 59: Ich schütze andere und auch mich. Aber mir fehlt die Mimik, das Lachen verschwindet



hinter der Maske. Es gibt viele bewusste Menschen, die sie tragen, und die, die sie nicht benutzen, sind Egoisten.

Karl, 60: Es nervt, aber es ist auch nicht so dramatisch. Nicht verstehen kann ich die Ideologie zahlreicher Maskenverweigerer. Wieso zeigen sie keine Distanz zu rechtslastigen Positionen? Wieso verspotten oder bedrohen sie gleichzeitig ihnen nicht genehme Journalisten oder Wissenschaftler? Wieso suggerieren sie, dass wir unter der Kontrolle irgendwelcher Mächte stehen, die Politik, Presse, einfach alles kontrollieren? Wieso glauben sie einmal, das Volk zu sein und dann wieder eine denkende, allwissende Elite im Gegensatz zur Mehrheit der blinden dummen Schafe? Diese Leute machen mir mehr Angst als die Pandemie selbst.

Paca, 63: Seitdem die Maskenpflicht in geschlossenen Räumen gilt, bleiben nur die Augen frei. Die Maske versteckt manchmal unfreundliche Gesten. Und wenn ich dann noch eine Brille trage, beschlägt sie und ich verschwinde.

Peter, 71: Manche tragen schöne, künstlerisch gestaltete, andere langweilige Masken. Und wiederum andere tragen überhaupt keine Maske. So ist das eben. Ich empfinde die Pflicht, Masken bei bestimmten Anlässen zu tragen als sehr sinnvoll, auch wenn sie meine persönliche Freiheit einschränkt. Und wenn ich nach Hause komme, kann ich sie ablegen.

Nurit, 85: Maske oder keine Maske? Ich denke die richtige Antwort für mich gibt's nicht, weil auch die Wissenschaftler nicht die gleiche Meinung haben. In den meisten Fällen bin ich dafür. Man bekommt schlecht Luft. Man ist nicht frei. Aber insgesamt ist sie ein guter Schutz. Das mit den Schulklassen gefällt mir überhaupt nicht. Man muss nicht übertreiben.

■ Die Fragen wurden Mitte Oktober gestellt. Vor allem in den Schulen gelten mittlerweile andere Regelungen zur Maskenpflicht.



Warum ich kandidierte

Von Mubera Šeho

Seit 2001 lebe ich in Freiburg und bin sehr dankbar dafür. Die Stadt erlebe ich als vielfältig und offen, was nicht überall in Deutschland selbstverständlich ist.

Jetzt bin ich im Vorstand des Migrantinnenbeirats aktiv, wo ich die Möglichkeit habe, Themen anzuschließen, die für viele Migrant*innen wichtig sind. Dazu gehören Integration, Chancengleichheit, kommunales Wahlrecht sowie gelebte Freiburger Willkommenskultur.

Doch es war nicht immer so: Während des Krieges in Bosnien 1992 bin ich mit meinen Geschwistern und ohne meine Eltern nach Deutschland geflohen und habe als Flüchtlingskind eine schwierige Zeit durchlebt. Auch hierzulande wurde ich mit Fremdenfeindlichkeit konfrontiert. Das hat mich geprägt und gleichzeitig zum gesellschaftlichen Engagement motiviert.

Da ich derzeit bei der Stadt Freiburg im Bereich der Migration angestellt bin, habe ich nicht mehr die Möglichkeit nochmals für den Migrantinnenbeirat zu kandidieren. Das ist sehr schade, denn bei der Arbeit im Migrantinnenbeirat durfte ich viele engagierte Menschen kennen lernen, was mein Leben sehr bereichert hat. Eine ganz besonders schöne Erfahrung war das Leitbild Migration und Integration mitzugestalten.

Für den zukünftigen Migrantinnenbeirat wünsche ich mir eine feste Einbindung im Freiburger Gemeinderat, damit die erarbeiteten Konzepte direkter umgesetzt werden können. Daher ist es wichtig, dass im Dezember möglichst viele Menschen bei der Wahl des Migrantinnenbeirats aktiv teilnehmen.

Migrant*innen Freiburgs: Geht am 13.12.20 wählen!

Wahlen sind ein Grundpfeiler der Demokratie. Ausländer*innen, die in Freiburg leben, haben normalerweise diese Möglichkeit nicht. Umso wichtiger ist es zu wissen, dass die Stadt Freiburg einen Migrant*innenbeirat hat, der die Interessen der in Freiburg lebenden Migrant*innen vertritt. Dieser wird am 13. Dezember neu gewählt.

Freiburg lebt und mindestens 16 Jahre alt ist, darf wählen. Diese Menschen sind bereits in der Wählerliste eingetragen. Darüber hinaus dürfen auch diejenigen wählen, die eingebürgert oder Spätaussiedler sind, ebenso mindestens sechs Monate in Freiburg leben und mindestens 16 Jahre alt sind. Sie müssen sich allerdings in die Wählerliste eintragen lassen. Das muss bis zum 21.11.2020 erfolgen.*

Jede Ausländerin und jeder Ausländer, die oder der seit mindestens sechs Monaten in

Der Migrant*innen-Beirat ist Ausdruck des Willens der Stadt,

Freiburger Ausländer*innen in das Leben der Stadt zu integrieren und sie an der politischen Willensbildung partizipieren zu lassen. Auf dieser Grundlage hat der Migrant*innen-Beirat vielfältige Möglichkeiten sich einzubringen und Einfluss auf die gesellschaftspolitischen Entscheidungen der Stadt zu nehmen. Gemäß Migrantinnen- und Migrantensatzung der Stadt Freiburg kann sich der Beirat »mit allen Angelegenheiten der Stadt befassen.«. Das bedeutet u. a., dass der Migrant*innen-Beirat bei allen ihm wichtigen Ausschüssen des Gemeinderates partizipieren kann. Das gilt also nicht nur für den Ausschuss für Migration und Integration, sondern ebenso für andere Ausschüsse wie z. B. der Ausschuss für Schulen und Weiterbildung, der Kulturausschuss, der Mobilitätsausschuss und – warum nicht? – der Ausschuss für Umwelt und Klimaschutz. Der Klimawandel ist schließlich eine der größten Ursachen, wenn nicht die größte Ursache der Fluchtbewegungen. Wenn Freiburg hier eine Leuchtturmfunktion einnehme, hätte die Stadt eine Vorbildfunktion für andere Städte und auch für die Bundesrepublik Deutschland.

Die 19 Mitglieder des Migrant*innen-Beirates können also einiges bewegen. Inwieweit sie ihre Ziele erreichen, hängt von ihrem Engagement und von ihrem Durchsetzungsvermögen ab. Roberto Alborino, Vorsitzender des früheren Beirates von 1986 bis 2000, sagte: »Wenn der Beirat lernt, alle Möglichkeiten zu nutzen, kann er auch viel erreichen.« (C.D.)

Also: Gehen Sie wählen! Es ist Ihre Möglichkeit, Einfluss zu nehmen! Nehmen Sie sie wahr!

* Selbst wenn man den Antrag am 22.11. in den Briefkasten einwirft, gilt er noch. Den Antrag kann man auf freiburg.de downloaden.

■ C.D. engagiert sich bei den Freiburger »Omas gegen Rechts«

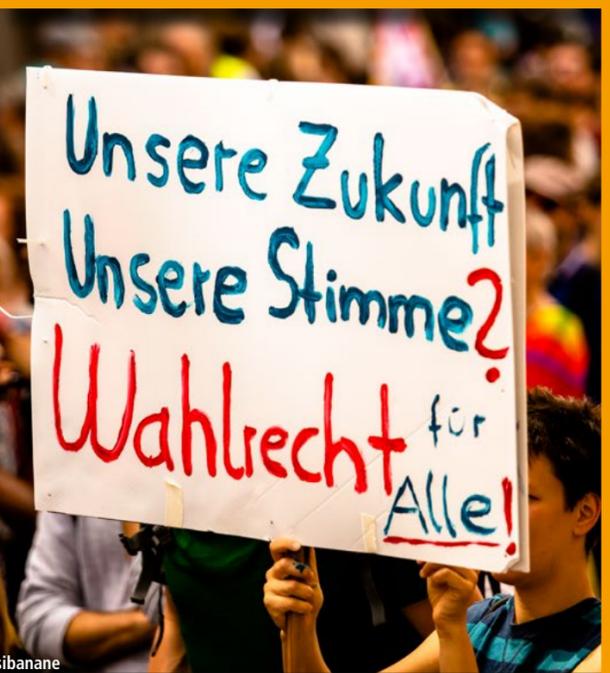


Foto: kwasibanane



Die Wahl zum Migrantinnen- und Migrantinnenbeirat findet am 13. Dezember 2020 statt.

Es gibt vier Wahllokale: Max-Weber-Schule, Lortzingschule, Mehrgenerationenhaus EBW Weingarten, Volkshochschule Freiburg. Welches Wahllokal für Sie richtig ist, steht auf der Wahlbenachrichtigung, die Sie mit Ihrem Ausweis zum Wahllokal mitbringen müssen.

Beantragung der Briefwahl bis 11. 12. beim Wahlamt: **E-Mail** (wahlamt@stadt.freiburg.de), **online** (www.freiburg.de/wahlen), **postalisch/persönlich** (Berliner Allee 1, 79114 Freiburg)

Nachfragen bei Laura Spudeit (migrantinnenbeiratswahl2020@stadt.freiburg.de, 0761 201 6342) oder beim Wahlamt (Berliner Allee 1, 0761 2015757, wahlamt@stadt.freiburg.de).

www.freiburg.de/migrantinnenbeirat www.freiburg.de/wahlen www.facebook.de/MMBFreiburg

Rassismus, Werte und Universität

Furat Abdulle auf der Cordiale 2020

Von Barbara Peron

Die Mainzer Philosophin und Slam-Poetin Furat Abdulle, die vor kurzem in Freiburg zu Gast war, ist scheinbar die Verkörperung all dessen, was in der akademischen deutschen Welt immer noch als nachteilig empfunden wird: Sie ist eine Frau, eine *Person of Color* mit so genanntem Migrationshintergrund und eine Muslimin. Ihre Kritik an der Akademie ist sowohl scharf als auch berechtigt und lässt sich folgendermaßen zusammenfassen: An deutschen Universitäten fehlt immer noch eine Auseinandersetzung und eine kritische Reflexion zu gesellschaftlich relevanten Themen wie Rassismus und zu den Konsequenzen des Kolonialismus. Die Perspektive in der Lehre und

in der Forschung – so Abdulle – sind fast ausschließlich eurozentrisch.

Ich weiß nicht, ob man erwarten kann, dass an europäischen Universitäten die Perspektive nicht in erster Linie eurozentrisch ist. Dennoch hat Abdulle Recht: Eine kritische Reflexion zur europäischen kolonialen und postkolonialen Geschichte und Verantwortung sowie zum systematischen Rassismus ist in der Lehre und in der Forschung dringend notwendig. Es reicht nicht, dass Universitäten sich mit Stabstellen für Gleichstellung und Diversität schmücken, wenn sie dann diese nicht in der täglichen Arbeit in den Instituten und Seminaren de facto umsetzen und durchsetzen, besonders auf der Basis einer kritischen Reflexion. Gerade diese kritische Reflexion vermisst

Abdulle bisher. So schreibt sie: »Eurozentrismus in der Philosophie, das Fehlen von Imperialismuskritik in British Studies oder die Abwehr von Rassismuskritik bei Lehrenden und Studierenden führte zu meiner Suche nach kritischen Inhalten. So entstand mein Interesse für die Felder der Postkolonialen Theorie, Dekolonialität, Rassismuskritik sowie der Intersektionalen Ansätze aus der Schwarzen Feministischen Kritik. Die Suche mündete in der Haltung einer Notwendigkeit der radikalen Dekonstruktion von Machtverhältnissen in Theorie und Praxis«. Ihr Anliegen vermittelt sie effektiv der breiten Öffentlichkeit beim Vortragen und scheut sich auch nicht vor Auseinandersetzungen mit dem Publikum, nicht zuletzt, wenn es um die immer wiederkehrende, vermeintlich gut

gemeinte Frage nach ihrer Herkunft geht. Diese beantwortet sie bewusst nicht. Denn sie kommt aus Mainz und mehr gibt es auch nicht zu sagen.

Ihre Veranstaltung in Freiburg, die dem Thema *Rassismus und Werte* gewidmet war, fand im Rahmen der Cordiale statt. Cordiale, eine kreative Kulturveranstaltungsreihe, die von und mit Menschen mit Migrationsgeschichte aus Freiburg – u. a. in Kooperation mit der *InZeitung* – gestaltet und kuratiert wird, fand nun zum dritten Mal im E-Werk statt. Am 10. Dezember ist ein Abschluss-treffen geplant, an dem sich Teilnehmer der interkulturellen Cordiale-Jury aus den letzten drei Jahren sehen und austauschen und gemeinsam zurückblicken können.

▼ Antirassistisches Gedenken im Freiburger Universitätsviertel

Foto: kwasibanane



Hauptsache Mensch

Der Animationsfilm »Warum ich hier bin« erzählt von fünf Menschen, die aus unterschiedlichen Gründen nach Deutschland kamen – anrührend, einfühlsam und ohne zu urteilen

Von Ulrike Schnellbach

Ahmad ist zehn und kommt aus Syrien. Der pausbäckige Junge mit dem treuherzigen Blick wurde in seiner Dorfschule im Odenwald freundlich aufgenommen und hat schnell einen echten Freund gefunden: »Wir sind Seelenverwandte«, sagt der neunjährige Collin über seinen neuen Kameraden und schaut dabei so rührend aus seinen Kinderaugen, dass einem ganz warm ums Herz wird. Collins neuer Freund Ahmad ist einer der Protagonisten in dem Dokumentarfilm »Warum ich hier bin« von Mieko Azuma und Susanne Mi-Son Quester. Ein netter Zufall, denn meine syrische Freundin hat ihren zwölfjährigen Sohn Ahmad zur Filmvorführung ins Kommunale Kino mitgebracht. Der Film erzählt in Interviews und liebevoll gezeichneten Illustrationen die Geschichte von fünf Menschen, die aus ganz unterschiedlichen Gründen nach Deutschland kamen.

Auf der Leinwand ist Ahmads Familie gerade beim Picknick am Meer, ein roter Krebs krabbelt über den Strand, als am Himmel Kampffjets herandröhnen. Skeptischer Seitenblick zu dem Ahmad neben mir: Auch er musste mit

seiner Familie aus Syrien fliehen und lebt seit vier Jahren in Baden-Württemberg. Ob ihm die Geschichte seines Namensvetters zusetzt? Der Film zeigt Bomben, zerstörte Häuser, den Fußmarsch Richtung Türkei, all das in animierten Szenen, die den realen Schrecken leicht verfremden. Bei Ahmad wird das bestimmt trotzdem traumatische Erinnerungen wachrufen. Das Kino verlassen will er aber nicht. Vielleicht fühlt er sich ein bisschen als Held des Films, der fast genau seine eigene Fluchtgeschichte nachzeichnet? Reden wird er darüber nicht, außer einem »gut« ist ihm nach der Aufführung kein Kommentar zu entlocken.

Gut ist »Warum ich hier bin« vor allem, weil die beiden Regisseurinnen genau so wenig kommentieren wie Ahmad. Sie lassen ihre Protagonistinnen und Protagonisten einfach erzählen. So entstehen einfühlsame Portraits, die Verständnis wecken für mögliche Gründe, warum Menschen ihre Heimat verlassen: Außer Ahmad ist da die 16-jährige Lena aus Japan, die 2011 vor dem Tsunami und der Atomkatastrophe floh; die Mittdreißigerin Leila, die als Kind dem Bosnienkrieg entkam, nachdem sie ein halbes Jahr im Luftschutzkeller überlebt hatte; Karin Schiller, Anfang 80, musste

als Jugendliche nach dem Krieg aus Ostpreußen fliehen, nachdem ihre Mutter verhungert war; nur Cacao kam aus freien Stücken aus Brasilien, um in Deutschland Fußball zu spielen und schließlich Nationalspieler zu werden – eine Bilderbuchkarriere, wie sie sich nicht nur der kleine Ahmad aus dem Film erträumt. Eine einfache Kindheit hatte allerdings auch Cacao nicht, er wuchs in ärmsten Verhältnissen auf, der Vater war Alkoholiker.

Sehr anrührend die Szene im Film, wie der Star Cacao mit dem Flüchtlingsjungen Ahmad und seinen Freunden auf dem Fußballplatz trainiert. So leicht kann Verständigung sein, so unkompliziert das Zusammenleben. So ging das früher auch in der bosnischen Stadt, aus der Leila kommt: Da waren Christen, Orthodoxe, Muslime, erinnert sich die junge Frau auf der Leinwand, aber bis zum Ausbruch des Krieges habe das keinerlei Rolle gespielt. »Hauptsache Mensch«, sagt sie, und es klingt so selbstverständlich, wie es sein sollte. Regisseurin Mieko Azuma erzählt nach dem Film, dass Leila das Interview häufig unterbrechen sollte, weil die Erinnerungen so schmerzhaft waren.

»Warum wir hier sind ist ein sehr besonderer Beitrag zur Auseinandersetzung mit Flucht und Migration, der sich für Schülervorstellungen genauso eignet wie für Erwachsene. Er ist als Video on demand im Internet abzurufen.

► www.warumichhierbin.de

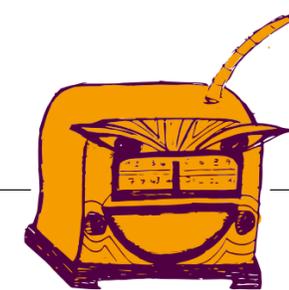


Illustration: Carmen Luna

MigrantInnen zum Thema Corona und wir. Murat Küçük (InZ) Vida Ampomah (RDL) ■ Die Geburtsorte Venedig, Istanbul, Freiburg. Was haben diese Städte gemeinsam, wie vielfältig sind unsere Geburtsorte und die Wahlheimat, was ist imaginäre Heimat? Murat Küçük, Barbara Peron, Viktoria Balon. ► Alle Sendungen findet man im RDL Podcast: rdl.de/suche?text=inradio

InRadio

Neue deutsche Medienmacher*innen

Ein Viertel aller Menschen in Deutschland, doch nur fünf Prozent der Journalist*innen haben einen Migrationshintergrund. Eine Sendung mit der Bundesvereinigung »Neue deutsche Medienmacher« über ihre neue Untersuchung zum Thema. Our voice und *InZeitung* in einem Studio-Gespräch ■ Moderation: Viktoria Balon (InZ) / Rufine Songue und Roubay Baba-Traoré (Our Voice) ■ 20. November 16 Uhr 102,3 mhz, danach in der RDL-Mediathek ► rdl.de/mediathek

»In Anderen Sprachen« in RDL (IAS) haben bis jetzt mit AutorInnen der *InZeitung* gemeinsam vier Sendungen produziert: ■ Einfach Freiburger. Was den Charakter einer Stadt mit ihrer Vielfalt und Eigenart ausmacht, sind ihre BewohnerInnen. Leonie Mänken (InZ), Alexandros Simpas (RDL) ■ Wie wäre mein Leben gewesen, wenn meine Eltern nicht ausgewandert wären? Die Zweite Generation: Als Kind die Eltern zu unterstützen, zwei oder mehr Heimatstädte zu haben, eine transkulturelle Identität zu haben... Naemi Ntanguen (InZ), Sarah Dias (RDL) ■ Corona Tagebücher. Kurzgeschichten von

Die Starken, die unter Tränen lachen

Eine Ausstellung zum 10-jährigen Jubiläum des Roma Büros Freiburg

Von Viktoria Balon

Eine Collage die Wände entlang: Plakate, Flugblätter, Arbeitskziken, Karikaturen und Kritzeleien, Zeichen- und Malbilder sowie Fotos. Ein Plakat der Poesie-HipHop-Veranstaltung im Stadttheater »Weit vom Auge – Weit vom Herz« und Bilder aus dem alljährlichen Sommerjugendcamp an der Ostsee. Die Karikatur einer Schlägerei auf einem Schulhof: Der Junge, der zuschlägt, trägt »Gucci«. Eine Tafel mit den Geschichten der in den KZs ermordeten Kinder und Jugendlichen. Daneben hängt die fröhliche Ankündigung einer Life-Musikveranstaltung.

Die Ausstellung ist ungewöhnlich aufgebaut. Sie gibt keine lineare Erzählung wieder, sie wird unterbrochen, es wird mit Lachen unter Tränen erzählt. »Mein Haus brennt im Kosovo« – die Zeichnung eines kleinen Kindes; »Wen darf ich diskriminieren?« – ein Zettel, vermutlich aus einem Workshop, die Antwort: »Niemanden«; nebenan noch eine Kinderzeichnung: Ein Teufel, der sich den Schwanz hält. Bilder der Kinder, die die Träume widerspiegeln und Zeichnungen der Jugendlichen zum Thema Sex. Viele Fotos von Geburtstagen und Hochzeiten und einige von Abschiebungen. »Dieser Vater mit einem Kind an der Hand ist vor zehn Jahren hierher gekommen, war selbst noch ein Kind, er hat drei Jahre geschwiegen«, erinnert sich Büroleiter Tomas Wald, der für mich eine Führung durch diese Sammlung macht. Eine Sammlung wie ein Familienalbum, nicht vollständig, aber herzlich, authentisch. »Wir sind in erster Linie eine Großfamilie«, sagt Tomas Wald.

Die Mitglieder dieser Familie sind Freiburger. »Aber es gibt keine festen Identitäten mehr – Roma, Juden oder Deutsche – aus diesen Zeiten sind wir raus. Und es gibt auch keine Orte, wo man verwurzelt ist. Ich gehe nach Hinterzarten und rieche die Tannen und fühle meine Jugend. Ich komme nach Sarajevo und sehe das Licht, höre das Wasserrauschen und bin wieder in meiner Kindheit. Ich bin innerlich an vielen Orten, noch mehr sind das die heutigen Kinder und Jugendlichen. Das alles zusammenzubringen, vor allem dieses »Zusammenbringen« zu kommunizieren – das ist Arbeit!« sagt Tomas Wald.

Mit dieser Arbeit ist das Roma Büro weiterhin beschäftigt. Wir gratulieren zum Zehnten Geburtstag.

■ Die Ausstellung ist öffentlich zugänglich, begleitet mit einer Führung. Bei Interesse wenden Sie sich mit Terminwunsch an: roma.buero.freiburg@t-online.de.

Wussten Sie, dass...?

Episoden aus der 900-jährigen Geschichte der Vielfalt

Ausgewählt von Viktoria Balon

1120, zu Beginn der Freiburger Stadtgeschichte, lud Herzog Konrad von Zähringen auswärtige Kaufleute anlässlich der Gründung des Marktes Freiburg ein. Den fremden Mercatoren wurden wirtschaftliche Vorteile angeboten, wenn sie sich hier niederließen.

Auch seit der Gründung der Universität 1457 zogen immer wieder »Bildungsmigranten« zu. 1812/13 kamen beispielsweise 69 von 257 Studierenden aus dem Ausland. Heute liegt der Anteil ausländischer Studierender an der Universität Freiburg bei 18%, an der Musikhochschule sind es circa 50%.

Schon im Mittelalter gab es in Freiburg Probleme wie restriktive Einbürgerungspolitik, Ausgrenzung und das Stereotyp vom »kriminellen Ausländer«. Damals waren die »Welsche« – alle Menschen aus dem romanischen Sprachraum – davon betroffen. Viele von ihnen waren arme »hoffnungslose Kramhändler«. 1551 erließ der Freiburger Rat eine Verfügung, keine Welschen mehr als Bürger oder als Einwohner ohne Bürgerrecht aufzunehmen. Wenn ein Welscher eine Bürgertochter heiratete, verlor die Frau ihr Bürgerrecht und musste mit ihm die Stadt verlassen. Nur wenn ein Welscher ein Jesuit oder Sprachmeister an der Universität war oder ein bei einem einflussreichen Adligen engagierter Handwerker/Künstler, war es für die Stadt schwer möglich, diesen »auszuschaffen«. Eine Öffnung der Tore für Fremde wurde nach 1677 von der französischen Stadtherrschaft erzwungen.

Nach der Französischen Revolution 1789 kamen Flüchtlinge aus Frankreich nach Freiburg. Es waren keine armen »Hoffnungslosen«, aber auch keine »Migration de Qualité« (qualifizierte Fachkräfte), sondern wohlhabende Anhänger des alten Regimes, Adlige und Kleriker. Sie wurden von den Behörden argwöhnisch beobachtet, da sich mit ihnen revolutionäre Elemente einschleichen konnten. Doch lange blieben diese Geflüchteten nicht in Freiburg: die Österreichische Regierung schickte sie weiter, von der damaligen französischen Grenze aus nach Villingen oder Konstanz.

Ende des 19. Jahrhunderts bildete sich in Freiburg eine englische Kolonie – vermutlich um die 200 Menschen. 1894 eröffnete Bradley Roberts eine Kapelle für die Anglikanische Kirchengemeinde. Schon damals entdeckten wohlhabende Briten erstmals neue touristische Ziele für sich, um dann im Ruhestand das milde Klima hier zu genießen. Das aber endete mit dem Ersten Weltkrieg. Ab 1870 begann der Zustrom italienischer Saisonarbeiter im Bau und Textilgewerbe. Ende des 19. Jahrhunderts gab es in Freiburg ein italienisches Arbeitersekretariat, eine Bibliothek, eine Frauenorganisation und eine italienische Zeitung. Die Italiener sind bis heute die größte Migrationsgruppe in unserer Stadt. Einbürgerungs-Schikanen dauerten auch im 20. Jahrhundert an. 1982 wollte z. B. die Stadt Freiburg Hendrik Guzzoni (einen in Freiburg geborenen italienischen Bürger) nicht einbürgern. Nach Ansicht der Polizeibehörde fehlte dem 26-jährigen Kommunisten die richtige Gesinnung. Im 21. Jahrhundert erhielt er jedoch die deutsche Staatsbürgerschaft, und war danach 17 Jahre lang Gemeinderat. Durch den Zuzug aus der ehemaligen Sowjetunion seit 1991 erfuhr die jüdische Gemeinde in der Stadt einen mächtigen Zuwachs: Diese Eingewanderten bilden heute 90 Prozent der Gemeinde, die auf mehr als 800 Personen wuchs. Die kleinste Gruppe der Eingewanderten, die in den letzten 20 Jahren nach Freiburg kamen, sind die Geflüchteten. Ihr Anteil an Gesamtbevölkerung der Stadt liegt bei 1,2 Prozent. Die größte Gruppe sind Arbeitsmigranten aus Osteuropa und Bildungsmigranten aus den USA. Letztere ziehen aber meistens nach einiger Zeit wieder nach Hause.

■ **Quellen:** »Migration in Freiburg im Breisgau – Ihre Geschichte von 1500 bis zur Gegenwart« 2014 Ulrich P. Ecker, Nausikaa Schirilla, Stadt Freiburg (Hrsg.)

■ Statistisches Jahrbuch der Stadt Frbg. 2019

Wir kommen mit guten Absichten

Freiburger Migrationsgeschichte erlebbar

Von Fiona Combosch und Jan F. Kurth

Ein sonniger Herbsttag Anfang Oktober. Vom Südufer zieht eine Gruppe von rund 50 Menschen die Haslacherstraße hinauf Richtung Bahndamm. Nach der Radfahr- und Fußgängerunterführung und der Brücke biegt der Zug rechts in die Faulerstraße ein. Links geht es durch das kleine Tor aufs Grethergelände, wo bereits eine zweite Menschengruppe wartet. Diese zweite Gruppe steht in corona-konformer Choraufstellung mit drei Metern Abstand zueinander und dem einziehenden Publikum zugewandt. Ein anschwellendes Summen kommt aus dem Klangkörper, dann erklingen die ersten Takte von *Wen a Ramallah*, einem Evergreen aus Jordanien von Sawa und Jamal

Al-Aas von 1959. Im Grethergelände hallt der Gesang wider. Applaus. Anschließend tritt eine Frau aus dem Chor, begrüßt herzlich, erzählt etwas zur Geschichte des Geländes, und wie es zu dem wurde, was es heute ist: ein Ort des selbstbestimmten Lebens und Arbeitens sowie des sozialen Zusammenhalts, der durch die

hier tätigen Initiativen ein zentraler Ort des Ankommens in Freiburg ist.

Eine Frau aus dem Chor leitet über zum nächsten Lied, dem Song *Natalia* von Omar Camara. Der Text auf Mandinka sagt: »Menschen aus Freiburg, wir kommen mit guten Absichten, nicht, um Böses zu tun.« Wieder erklingt der Gesang kraftvoll im Hof des Geländes, Applaus, dann setzen sich alle gemeinsam in Bewegung zur nächsten Station, dem Haus Zum Laubfrosch.

Was am 4. Oktober einem Publikum zum ersten Mal live und in Farbe im öffentlichen Raum präsentiert wurde, ist die Offline-Version der App *20Songs* – das Herzstück des Projekts *Stadt-raumlieder des Südufer-Chores*. Im *Südufer-Chor*, initiiert vom *E-Werk*, begegnen sich seit 2016 neue und alte Freiburger*innen im Chorgesang. Zum Stadtjubiläum 2020 bzw. 900+1 haben sich einige Chormitglieder gemeinsam mit den Chor-Leiter*innen und verschiedenen Expert*innen für Migration in Freiburg zusammengesetzt, um durch Musik, Geschichten und Orte Freiburger Migrationsgeschichte seit dem Münsterbau erlebbar zu machen. Alle Lieder in der App sind an den Orten selbst aufgenommen worden.

Wer die App herunterlädt, stößt auf Fotos von bekannten Gebäuden in der Baslerstraße. Hier waren bis 2017 Bürgeramt und Ausländerbehörde untergebracht, jede*r Freiburger*in mit einer anderen Staatsangehörigkeit musste irgendwann hierher. Mit dem Studierendenwerk ist ein weiteres Gebäude verknüpft, das Haus Baslerstraße 8. Heute sind hier feministische Organisationen wie *Tritta*, *Wildwasser* und *FMGZ* angesiedelt. Bis 1993 und dem Zerfall Jugoslawiens befand sich in diesem Haus das jugoslawische Konsulat, Jugoslaw*innen waren die größte nicht-passdeutsche Gruppe in Freiburg. Es erscheint der Text des Songs *Lipe Cvatu Sve je Isto Ko Ilani* der Band *Bijelo Dugme* aus der Feder von *Goran Bregović*. Drückt man den Playbutton, erklingen zunächst die Glockenschläge von Big Ben, oder vielleicht doch der Johanneskirche, Stimmen sprechen chorisch den Songtext und es erklingt der Song.

■ Die Orte sind auf Google-Maps verzeichnet, die App 20SONGS ist für Android im Google Play Store kostenlos verfügbar



Einfach Freiburger

Was den Charakter einer Stadt mit ihrer Vielfalt und Eigenart ausmacht, sind ihre Bewohner.



▲ Diesmal 15 Kilo. Die Maroni werden jedes Jahr von Tommaso Familie aus Norditalien geschickt. Foto: Sarah Moll

Ich bin mostro Blob

Ein Gespräch mit den zweisprachigen Freiburgern Lukas und Chiara

Das Gespräch führte Viktoria Balon

Etwa vierzig Prozent der Grundschüler in Freiburg sprechen mehr als eine Sprache. Wir haben mit den zweisprachigen Freiburgern Lukas und Chiara und mit ihren Eltern gesprochen.

Zuerst durfte ich Wuffi-Puffi kennen lernen, einen Tiger. Was heißt auf Italienisch gestreichelt? Chiara: *accarezzato* Ich wollte sagen gestreift, korrigiere ich mich.

Lukas: Tigre a strisce Lukas ist in Freiburg geboren. Seine liebste Orte sind die Halbpippe im Rieselfeld, wo er mit seiner Familie wohnt, und der »Piraten-spielplatz«, wie es Lukas nennt, in St. Georgen im Wäldchen am Dorfbach, wo er letztes Jahr mit Freunden seinen 5-ten Geburtstag gefeiert hat. Und in Italien?

Lukas: Ich will immer zu Oma Anna Lisa in Italien gehen, mit Cousin und Cousine spielen. Ich spreche mit denen Italienisch, mit meiner Schwester nicht so oft, mehr Deutsch.

Beide Eltern sprechen mit den Kindern in ihren Muttersprachen, aber Papa spricht oft auch deutsch und Mama schaltet auch mal auf Italienisch um. Code-Switching heißt es in der Sprachwissenschaft – Sprachenwechsel. Mehrsprachige wechseln manchmal mitten im

Gespräch, sogar mitten in einer Äußerung die Sprache.

Chiara: Immer wieder, wenn ich am Telefon mit meinem Vater spreche und mir fällt ein Wort nicht ein, rede ich weiter auf Deutsch. Ich wechsele manchmal auf Italienisch oder auf Deutsch, wenn mich jemand nicht verstehen soll, als eine geheime Sprache, zum Beispiel bei Familienfesten wegen der Geschenke.

In Würzburg geboren, lebt die 12-jährige Chiara seit ihrem ersten Lebensjahr in Freiburg.

Chiara: Ich mag viele Orte in Freiburg, wo ich mit meinen Freundinnen was unternehme, zum Beispiel das Fußballfeld, wo wir Fußball spielen. Und in Italien in Bassano mag ich das Viertel, wo Oma wohnt, direkt daneben ist das Haus meiner Uroma. Mein Vater kennt dort fast jeden und mich kennen alle durch meinen Vater.

Lukas: Die kann so gut kochen, die Uroma, sie ist die Chef-Köchin. Der Vater Tommaso Bonaldi ist in Bassano del Grappa geboren, 60 km von Venedig entfernt, er arbeitet in Freiburg mit Solarenergie. In seiner Kindheit wurden in der Familie auch andere Sprachen oder Dialekte gesprochen: Das Venetisch* und Südtalientisch.

Chiara: Meine Uroma hat zu runden Gurken immer »cianciuffe« gesagt, ich dachte es ist Italienisch oder ein Dialekt aus Apulien, aber es hat sich rausgestellt, dass sie es erfunden hat! Sie ist nicht nur zweisprachig mit ihren Dialekten, sie hat

auch noch viele Wörter erfunden, die alle Generationen der Familie benutzen.

Tommaso: Bei Lukas muss ich jetzt bewusst »switchen«, aber bei Chiara, als sie klein war, sprach ich automatisch Italienisch, nur auf Italienisch hatte ich diese ganze Kindersprache: *stellina* – Sternchen- oder *ciccina*...

Lucas: Das heißt so was wie Knuddel.

Chiara: Ich bin sehr stolz, dass ich italienisch spreche und lesen und auch schreiben kann, wobei da sollte ich noch ein paar Regeln lernen. Ich bin deswegen gut in Französisch, das in der Schule in der 6-ten Klasse angefangen hat – da kann man einiges herleiten.

Die deutschsprachige Mama Sarah Moll ist Filmemacherin von Beruf. Vielleicht hat Chiara von ihr das Talent geerbt. Sie hat im Oktober zum zweiten Mal den Jugendfotopreis Freiburg gewonnen. Sarah hat schon als Kind gedacht, wie praktisch es wäre, schon von klein an eine andere Sprache zu sprechen. Sie selbst musste die Sprachen erst lernen.

Sarah: Sobald wir die italienische Grenze überqueren, switche ich auch. Auf Italienisch bin ich freundlicher und konstruktiver, finde ich.

Die beiden Eltern sind überzeugt, dass es nur von Vorteil für die Kinder ist, in der jeweils eigenen Muttersprache mit ihnen

zu sprechen, selbst dann, wenn beide Eltern nicht deutschsprachig sind. Deutsch lernen die Kinder hier sowieso, doch die sprachliche Sicherheit kommt durch die Muttersprache. Wenn man Grammatik und Wortschatz einer Sprache gut gelernt hat, profitieren davon auch weitere Sprachen. Das ist heutzutage zum Glück auch die herrschende Meinung in der Pädagogik. Frühere Ratschläge aus der Politik und in der Schule, dass nichtdeutsche Muttersprachler mit ihren Kindern Deutsch sprechen sollen, waren völlig falsch.

Sarah: Wir lesen abends unseren Kinder in den eigenen Sprachen etwas vor, wobei Chiara schon selber liest und Lucas sich oft beides wünscht – dann bekommt er zwei mal vorgelesen. »Das NEINhorn« von Marc-Uwe Kling,

Tommaso: und »Cipollino« von Gianni Rodari.

Lucas: Oder »Mini mostri«. Ich bin mostro Blob!

Gibt es ein Wort, das ihr aus Deutschland nach Italien gebracht habt?

Lucas: Pfannkuchen!

Chiara: So nennt sie meine Oma. Ja, sie begehren unsere Pfannkuchen dort sehr.

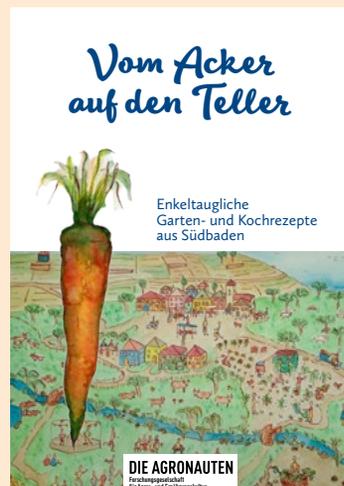
Lucas: Und wir können sie in Italien für sie backen!

* Wird aufgrund der tiefgreifenden Unterschiede zum Standarditalienischen zuweilen als eigenständige Sprache betrachtet



InTipps

Vom Acker auf den Teller – Enkeltaugliche Garten- und Kochrezepte aus Südbaden. Kochbuch für die Nutzung lokaler, saisonaler Produkte und zur Vermeidung von Lebensmittelabfällen. Auch internationale Gerichte wurden unter Mitwirkung eines multikulturellen Autor*innenteams an lokale Nahrungsmittel angepasst: z. B. Badisch Daal mit Naan Brot, Jabra Weinblätter Freiburger Art oder Badisches Kimchi. ■ Zusammengestellt von der Forschungsgesellschaft »Die Agronauten« und anderen. ■ Das Buch gibt es auf Anfrage gegen Versandkosten bei den »Agronauten« (info@agronauten.net) oder im Weingut Andreas Dilger, Urachstr.3 (Hofverkauf: Fr 14–18 Uhr + Sa 11–15 Uhr).



Freiburg 2021 – Öffentliche Räume

[Kalender von kwasibanane]
In der Pandemie erleben wir, welche Bedeutung Öffentliche Räume für das gesellschaftliche Leben haben, für Begegnung, Austausch und Streit, aber auch für Ruhe und Erholung. Kwasibanane nimmt Sie mit auf eine fotografische Reportage über Straßen, Plätze und Parks des städtischen Lebensraumes. Die 13 ästhetischen Schwarzweißfotografien sollen den Charakter und das Lebensgefühl der Dreisammetropole widerspiegeln ohne dabei typisch »touristisch« zu sein.
► Online-Vorschau für den Kalender: mitten-in-freiburg.de/kalender2021
■ 14 Blatt, schwarzweiß, Format 41×26cm, 20 Euro ■ Der Kalender ist erhältlich in den Freiburger Buchhandlungen »JosFritz« und »Rombach« oder zu bestellen über www.kwasibanane.de

Freiburg

2021



Öffentliche Räume

Cassoulet

Eine Spezialität der Provinz Languedoc



▲ ▲ **Burgen, Berge und kulinarische Spezialitäten.** Okzitanien ist reich an Traditionen und Kultur. Foto: kwasibanane
▲ **Cassoulet de Castelnaudary.** Ein rustikales Gericht aus einem rustikalen Landstrich Foto: nito - stock.adobe.com

Von Alix Dupont

Meine Oma lebt in Castelnaudary – eine französische Gemeinde in der Provinz Languedoc, in der Region Okzitanien. Es gibt keine einzige Familie dort, die das Rezept des *Cassoulet* nicht kennt. Seit ich als Kind mit meiner Familie jährlich zu meiner Großmutter gereist bin, wurde die Zubereitung eines *Cassoulet* für die ganze Familie zu einer Tradition. Es ist ein schnelles Rezept und eine Herzenssache in großen Familien, die nicht viel Zeit zum Kochen haben. Die Zubereitung des *Cassoulet* dauert nur 15 Minuten, wobei das Gericht eine Weile braucht, um vor sich hin zu köcheln. Inzwischen muss man nicht hinter dem Herd bleiben, sondern kann sich mit der Familie unterhalten.

Die Legende besagt, dass die Einwohner von Castelnaudary während des Hundertjährigen Krieges von den Engländern belagert wurden. Von der Hungersnot bedroht, legten sie alle ihre restlichen Lebensmittel zusammen, um ihre Soldaten zu ernähren. Speck, Schwei-

nefleisch, Bohnen, Wurst, alles, was sie finden konnten, wurde in einer großen Schüssel zubereitet. Diese Schüssel, auf französisch *Cassole* genannt, hat im Laufe der Zeit dem Gericht seinen Namen gegeben. Durch dieses Gericht gestärkt, haben die Soldaten die Engländer laut dieser Legende aus der Region bis zum Ärmelkanal gedrängt! *Cassoulet*, das heute zu einem der populärsten französischen Mahle geworden ist, wurde ursprünglich auch *Gericht der Armen* genannt und behauptet seine eigentliche Natur: ein sehr energiegeliches und vollständiges Gericht, das aus Resten zubereitet wird.

Im Laufe der Zeit entwickelte sich das *Cassoulet*-Rezept entsprechend seiner Zutaten. Das verwendete Fleisch variiert je nach Region: Wurst, Lamm, Speck ... Das Entenconfit ist eine Spezialität des Südwestens und die Hauptzutat unseres Familienrezepts. Das Gericht wird am frühen Morgen vorbereitet und auf einer Ecke des Herdes gelassen, um während des ganzen Tages zu kochen und schließlich bei der Abendmahlzeit gegessen zu werden. Aufgewärmt am nächsten Tag schmeckt der *Cassoulet* noch köstlicher.

Zutaten für 4 Personen

- 600 g getrocknete weiße Bohnen
- 2 Entenconfit
- 300 g Toulouser Wurst
- 200 g Schweinefleisch (Schulter)
- 200 g Schweineschwarte
- 100 g gesalzene Entenbrust
- Geflügelbrühe
- 2 Zwiebeln
- 1 Möhre (für die Brühe)
- Knoblauchzehen
- gemahlener Pfeffer
- Lorbeer nach Geschmack

Zubereitung

- Die getrockneten Bohnen über Nacht in kaltem Wasser einweichen. Am nächsten Tag das Wasser abgießen, die Bohnen in einem Topf mit kaltem Wasser anschließend fünf Minuten lang zum Kochen bringen. Schalten Sie den Herd dann aus, gießen Sie das Wasser wiederum ab und stellen Sie die Bohnen beiseite.
- Füllen Sie Schweinefleisch, Lorbeerblatt und die in Scheiben geschnittenen Möhren mit den gehackten Zwiebeln und Bohnen in drei Liter Wasser, zusammen mit der Hühnerbrühe und einem Teelöffel Natriumbicarbonat. Etwa 45 Minuten kochen lassen, dann die Brühe gut aufbewahren. Die Bohnen sollten gekocht sein, aber immer noch leicht knusprig. Sie werden danach fertigkochen. In einer großen Bratpfanne das Entenconfit bei geringer Hitze entfetten und beiseite stellen. Die Toulouser Würste in dem verbleibenden Fett anbraten und beiseitestellen. Zu der Bohnen-Gemüse-Mischung einige zerdrückte Knoblauchzehen und die gehackte gesalzene Entenbrust hinzufügen.
- Legen Sie Schwartenstücke auf den Boden der Cassole (hohle Schale aus Terrakotta). Fügen Sie etwa ein Drittel der Bohnen hinzu. Das Fleisch anrichten und den Rest der Bohnen und die Brühe darüber gießen. Pfeffer und einen Esslöffel des Entenspecks hinzufügen, der zum Bräunen des Fleisches verwendet wurde.
- Bei 150° in den Ofen schieben und mindestens drei Stunden garen lassen. Ideal ist es, ihn ein erstes Mal zwei Stunden lang zu garen, um ihn dann bei einer niedrigeren Temperatur (130°) eine weitere Stunde oder sogar zwei schmoren zu lassen. Sobald er aus dem Ofen kommt, sollte er ohne Umrühren serviert werden. Ein Rotwein aus der Region Languedoc-Roussillon passt perfekt dazu, und »Bon Appétit !«